

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 102

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Josef Krug Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort
von Walter Gödden



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 102

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
von Walter Gödden
Band 102

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2021 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1591-2
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Vorab. Ein Stück Autobiographie (2020)	9
Gedichte 1981-1984 (Auswahl)	
Einsatzverpflegung	17
Majdanek-Prozess	19
Im Beton	20
Schlagwetter	21
Ibrahim	22
Jiddisch	23
Erzählungen (1979 / 1981)	
Fremde im Ort	24
Aus: Das Griechenlied	31
Fahrpläne, Dienstpläne, Gedicht (1987)	43
Aus: Ruhrpotttriviera (1985)	
Der Bankrott, Erzählung	46
Europabus Istanbul, Gedicht	49
Gespräche mit Irmela, Erzählung	51
Aus: Fadenschein, Roman	
Kapitel I und II (1988 / 2013)	56
[Über das Schreiben von Romanen] (1997)	67
Kapitel XVI (1988)	68
Kapitel XXVIII / Auszug (2013)	72
Aus: Hinter den Bildern, Gedichte (2000)	
Was ich erstrebte	78
Mein Vater kann gut mit Hunden	79
Hinterhof	80
Der Student Hölderlin	81
Jahreszeiten einer Synagoge 1	82
Jahreszeiten einer Synagoge 3	83

Gedenkblatt (Zeche Grimberg) 4	84
Gedenkblatt (Zeche Grimberg) 5	85
In Istanbul	86
Die Straße steigt an	87
Am Straßenrand	88
Kurzprosa 2017-2019 (Auswahl)	
Zinnkraut	90
Heumahd	91
Waldstück	92
Mehr als ein Waldstück	93
Aus: Autobahn mit Raubvögeln, Erzählungen (2020)	
Über den Widerspruch	94
Hundebekanntschaft	101
Gedichte 2001-2020 (Auswahl)	
Vergangene Wege	115
Regen	116
Fenster	117
Exkursionen in die Zukunft	118
Alte Verwandte	119
Pappeln	120
Spui	122
Strandcafé	123
Krumme Lanke	124
Reime auf die Heimatstadt	125
Artikel und Essays	
Das Aufbegehren als Motiv. Über Detlef Marwig (2011)	126
Wie war das noch? Über Richard Limperts <i>Über Erich</i> (2016)	128

[Über Georg Trakl] (2017)	
I. <i>Abend in Lans</i>	134
II. Trakl- <i>Translations?</i> Nachwort zu einem Gedichtband von Matthias Engels	135
Aus: Abgründige Einfachheit. Versuch über den Lyriker Hugo Ernst Käufer (2016)	139
Der Pott kocht. Die Wahrheitsarbeit der Krimi-Autoren (2000)	148
Im Llano estacado (1998)	151
Nachwort	155
Textnachweise	164

Vorab. Ein Stück Autobiographie (2020)

Wenn meine Mutter die Zählerstände der Zapfsäulen abgelesen hatte und mit den Tageseinnahmen nach oben kam, um die Abrechnung zu machen, mussten oft eins meiner Geschwister oder ich hinunter und für sie Dienst tun, bis die Tankstelle schloss; ich verbrachte manchen Abend in dem mit Autozubehör und Autofahrer-Krimskrams vollgestopften Kassenraum hinter den großen, leicht nach außen geneigten Scheiben. Selten fuhr jetzt noch ein Kunde zum Tanken vor, und so hatte der meist widerstrebend angetretene Dienst doch *ein* Gutes: ich konnte lesen, oft viele Seiten hintereinander ungestört. Ich las Karl May, James Fenimore Cooper, die Tecumseh-Reihe Fritz Steubens, las von Abenteuern in unerforschten Ländern, Berichte von Bergfahrten in den Alpen und im Himalaya, tollkühnen Bezwingern von Gipfeln und Wänden. Dann, mit unversehens erwecktem literarischen Interesse und ersten eigenen Schreib-Versuchen, waren es Böll, Hemingway, Steinbeck, die ich las, später Kafka, Thomas Mann, Goethe, Kleist, dazwischen auch Gedichte, und schließlich, in meinem letzten Jahr im Elternhaus, als ich die Oberstufe fast durchlaufen hatte und schon in die 13. kam, fast nur noch Gedichte, moderne Lyrik und das, was deren Dichter und andere, die es wissen mussten, darüber schrieben – Aufsätze, die ich begierig studierte, um dahinter zu kommen, wie diese Dylan Thomas, Else Lasker-Schüler, Trakl, Benn, Rimbaud (und wie sie alle hießen) es geschafft hatten, Wortgebilde zu ersinnen, die in mir widerklangen, mir nicht aus dem Kopf gingen, mich anspornten zu versuchen, Gleiches hervorzubringen. In immer größeren Abständen und immer weniger, je später es wurde, fuhren draußen auf der Straße Autos, gingen Leute vorbei; ich hob kaum mal den Blick von meinen Lektüren, wenn sich Schritte näherten

und jemand vor den Scheiben des Kassenraums auftauchte und verschwand. Das Städtchen hatte eine eigene Zeitung, den »Brückenauer Anzeiger«, der dreimal pro Woche herauskam, und an diesen Tagen lief abends eine alte Frau draußen vorbei und trug die Zeitung zu den Abonnenten; klein und gebückt in einem Mantel bis über die Waden, ein Kopftuch umgebunden, eilte sie auf der andern Straßenseite mit ihrer Zeitungstasche stadtauswärts. Nach einer Weile kam sie auf dieser Seite zurück, klopfte mit einer zu einer Art Kasperle-Pritsche gefalteten Zeitung gegen die schrägen Scheiben, klemmte das Blättchen hinter die Klinke, oder drückte die Tür einen Spalt weit auf und warf die Zeitung herein, und war schon weiter.

Die Tage wurden kürzer, zuletzt war es schon immer dunkel gewesen, wenn ich mich mit einem Buch hinter die Scheiben des Kassenraums setzte, und wenn es ein Abend des »Anzeigers« war und die Alte ihn austrug, nahm ich ihre kleine gebückte Gestalt auf der andern Straßenseite nur als Schemen in dem Grau und Dunkel zwischen dem schwachen Licht der Straßenlampen wahr, das sie durchquerte, dem frühen Schnee, dem Schmutz und den Streusalzflecken auf dem Gehsteig. Eines Abends fielen mir ihre Schuhe auf, anscheinend neue, aus hellfarbenem Fell gefertigte knöchelhohe Stiefel, die sich unterhalb des Mantelsaums in raschem Wechsel gegeneinander bewegten, während die Frau stadtauswärts lief und nach einigen zehn Minuten auf unserer Seite zurückkam.

Die Schuhe pendelten mir noch vor Augen, als die Frau schon wieder außer Sicht war, die gegenläufige metronomische Bewegung beider Füße setzte sich in mir in Worte, Bilder, in Sprach-Rhythmus um, ich war in dichterischer Stimmung. Eine noch unklare poetische Idee im Kopf, griff ich nach Quittungsblock und Kugelschreiber, die für den Fall, dass Kunden einen Tankbeleg verlangten, neben der Kasse in Bereitschaft lagen, und notierte:

*Eine Frau hat neue Schuhe.
Etwas Besonderes.*

*Sie sind arglos (Nicht Schuhe
für den Weg zu einer märchen-
haften Liebe, und Schuhe nicht
für den Weg zum Himmel.)*

Vielmehr geht

An dieser Stelle fuhr wahrscheinlich ein Kunde zum Tanken vor. Ich brach ab, und nachdem ich ihn bedient hatte, notierte ich nicht weiter; nach Tankstellen-Schluss riss ich den Zettel vom Block und nahm ihn mit in die Wohnung hinauf. In der Folgezeit versuchte ich in immer neuen Anläufen, aus dem Einfall ein Gedicht zu machen, immer wieder arbeitete ich daran. Nach Tagen, Wochen vielleicht, war endlich die Endfassung zustande gebracht:

Die neuen Schuhe der Zeitungsträgerin

*Nicht billig: Gummisohlen und Seehundsfell, geschnürt –
neue Schuhe trägt, die austrägt die Zeitung;
neue Schuh', von den Pendeln der Beine geführt
durch den Glatteiswinter, der Viehsalz streute.*

*Die mit Schlagzeilen weckt
die Häuser im Schlaf und Klatsch durch die Spalte
der Tür den Frühstücksherrn zusteckt, trägt
neue Schuhe, trägt sie entzückt
wie Maria (nach Lukas) den Heiland der Welten.*

*Denn das sind Behälter
– gummibesohlte und seehundverschnürte –
der Wärme, die ausrutscht und stürzt in der Kälte!
(Oder ist's, daß das Fell, geschustert, des Seehunds*

*bei Klatsch und Schlagzeilen freudig verspürte
das viehsalzige Eis wie Eisschollen Grönlands?)*

*Brautschuhe sind's, vielleicht
mit dem Pfennigprinzen aller Romane
rosig und zeitungslos leicht
die Schlösser aus Plüsch zu besteigen, daß selbst der Sultan
des Kiosks errötet, den doch sein nackter Harem umrahmt.*

*Sind Schuhe mit bösen Horoskopen,
Schuhe, versehen mit Sakramenten und Käuzchengeschrei,
Schuhe, zu wandeln in Trauer, zu gehn zu den Toten
ein in den engel- und einfaltgeschmückten Bereich.*

*Sind Schuhe (nicht billig!) aus Gummi und Seehund, geschnürt;
neue Schuhe, die trägt, die austrägt die Zeitung;
neue Schuh', von den Pendeln der Beine geführt
durch den Glatteiswinter, der Viehsalz streute.*

Vermutlich war ich mit dem Werk zufrieden. Ganz Dichter in der Tradition moderner Lyrik hatte ich kraft meiner Phantasie zunächst die Brückenauer Abend- in eine Morgenzeitung umgeschaffen und dann aus den Schuhen einer Zeitungsausträgerin Frühstücksherrn, Seehunde und Eisschollen Grönlands, Brautschuhe, einen Sultan mit nacktem Harem und etliche Metaphern mehr hervorgezogen, hatte – ganz im Geiste der Modernen – meiner Aversion gegen die katholische Erziehung freien Lauf gelassen und die alte Frau blasphemisch mit der Muttergottes und ihre neuen Schuhe mit dem Heiland verglichen, sie aus ihrem verhuschten, kümmerlichen Dasein bis in den Himmel erhoben, sie zu einer mythischen Figur gemacht, einem Sinnbild des Lebens, der Liebe und des Todes, wie ich meinte (wobei ich auch an meine verwitwete Großmutter gedacht haben mag, die mit uns im Haushalt

lebte und sich nach dem Mittagessen mit einem Groschenroman, ihren von der Familie belächelten Pfennigprinzen in das plüschene Schloss ihres Ohrensessels zurückziehen pflegte und die mit ihren Anfang 70 aus der Sicht meiner 18 Jahre auch schon schaurig nahe daran war, »zu gehn zu den Toten«). An dem Gedicht hatte ich erstmals Halbreime à la Dylan Thomas in der Übersetzung Erich Frieds (»Zeitung« auf »streute«, »Seehunds« auf »Grönlands« usw.) erprobt und zuletzt mit Wiederholung der ersten Strophe die Bilderflut – wie der Zauberer die Kaninchen in den Zylinder – in die Schuhe der Zeitungsasträgerin zurückgestopft.

Einige Zeit später suchte der Peter Hammer Verlag, Wuppertal, unter dem Kennwort *Lyrik 70* »neue deutsche Gedichte, deren Autoren nicht älter als vom Jahrgang 1945 sind«, wie es in der Ausschreibung hieß. Ich sandte *Die neuen Schuhe der Zeitungsasträgerin* zusammen mit einigen anderen Gedichten ein.

Die Anthologie erschien zur Buchmesse 1971 unter dem Titel »Wir Kinder von Marx und Coca-Cola«. Ich erfuhr davon durch einen Formbrief, in dem der Verlag auch mir mitteilte, dass die Herausgeber sich nicht hatten entschließen können, »einen der von Ihnen eingesandten Texte in die Sammlung aufzunehmen«, und mir anbot, das Buch zu einem Vorzugspreis erwerben zu dürfen. In diese Sammlung passten *Die neuen Schuhe der Zeitungsasträgerin* und die anderen mit-ingesandten Gedichte tatsächlich nicht, das sah ich ein, und womöglich war ich nicht einmal enttäuscht; vielleicht sogar erleichtert. Mein Leben war weitergegangen, ich war eingezogen und nach 18 Monaten entlassen worden, hatte mit dem Studium begonnen, trachte eingehakt in Demonstrationen mit, diskutierte und stritt in dem Mit- und Gegeneinander der linken Gruppen, in die sich die Studentenbewegung zerspalten hatte, und Gedichte wie *Die neuen Schuhe der Zeitungsasträgerin* waren nichts, was ich da hätte vorzeigen und

womit ich hätte Achtung und Anerkennung erwerben können. Gedichte hatten Bestandteil des antikapitalistischen Kampfes zu sein, »Rädchen und Schraubchen« im Mechanismus der Parteiarbeit zur Vorbereitung der sozialistischen Revolution, wie Lenin sinngemäß formulierte.

Mit dem politischen Bewusstsein, über das ich damals verfügte, hätte ich ein Gedicht über eine alte Zeitungsausträgerin, falls überhaupt, von vornherein ganz anders anpacken müssen, andere Aspekte in den Vordergrund rücken: Frau aus den unteren Klassen, abgearbeitet und ausgebeutet, mühsam sich durch Winternächte kämpfend und mit Zeitungsaustragen eine schmale Rente aufbessernd, und daraus eine flammende Anklage gegen das System formen, verbunden mit dem Aufruf, es umzustürzen, aber an jenem Abend hinter den schrägen Scheiben des Kassenschranks der Tankstelle meiner Mutter lagen mir derartige Gedanken noch fern. Ich sah nur die Schuhe, nicht die Person, die in ihnen steckte. Wer sie war, wie sie lebte und von was, wusste ich nicht; fragte nicht danach; und dann an der Uni hatte ich sie längst vergessen, verdrängt wie das Gedicht, zu dem sie mir Modell gelaufen war, und mit dem Gedicht die ganze bürgerliche Literatur, die Lyriker der Moderne und ihre Verse, die mich einmal begeistert und zum Schreiben angeregt hatten. Ich distanzierte mich auch materiell; trug meine vom Taschengeld und von den Trinkgeldern an der Tankstelle zusammengekaufte Bibliothek ins Mensa-Foyer, breitete die Bücher aus, veramschte sie und spendete den Erlös für irgendeinen vergessen revolutionären Zweck. So radikal der Akt, so nutzlos war er, die Literatur ließ sich nicht tilgen, und als der klassenkämpferische Elan und Drang zu grundstürzender Erneuerung der Welt nachließen – »Die Leidenschaft flieht! Die Liebe muss bleiben«, wusste schon Schiller –, zeigte es sich, dass mein Interesse an moderner Lyrik, an bürgerlicher Literatur noch immer da war, und stärker

vielleicht als je zuvor. In einer Schublade im Elternhaus fand ich meine frühen literarischen Versuche wieder, Mutter hatte sie aufbewahrt, darunter einen Durchschlag des Typoskripts *Die neuen Schuhe der Zeitungsträgerin* nebst Entwürfen und Vorfassungen dazu, per Hand auf den Rückseiten eines hektografierten Schreibens ausgeführt, mit dem wir bei Schülereltern, Mitgliedern des Schulvereins und ehemaligen Schülern des Gymnasiums um Abonnenten für die Schülerzeitung geworben hatten («... vier Ausgaben pro Schuljahr, zuzüglich einer Faschingssondersonummer, incl. Versandkosten 4,20 DM ...») und dessen nicht verteilte Exemplare ich als Schmierpapier beim Verfassen von Artikeln, Kurzgeschichten und Gedichten verwendete, sowie den vom Tankquittungsblock gerissenen Zettel mit der ersten Notiz.



Als Redakteur der Schülerzeitung während einer Schüler-Protestdemonstration, September 1968.

Gedichte 1981-1984 (Auswahl)

Einsatzverpflegung

Zur Einsatzverpflegung des US-Soldaten
gehört ein Tütchen aus Stanniolpapier,
das in kleinen Portionen
Milchpulver enthält, coffee instant, Zucker,
Streichhölzer, Toilettenpapier und Salz,
dazu einen Teelöffel aus Plastik
und zwei Stückchen Kaugummi, luftdicht verpackt,
zwei weißglasierte Dinger.

Dies Päckchen trägt der Soldat im Gepäck,
wenn er in den Krieg zieht,
und so ist, wohin in alle Welt er auch kommen mag,
für ein paar Annehmlichkeiten immer gesorgt:
auf jedem Posten kann er sich einen Kaffee aufbrühen,
er hat Milch und Zucker, wo sonst Bitterkeit herrscht,
und den Löffel findet er noch, wenn ringsum schon
Städte und Hausrat zerstört sind,
und er kann umrühren,
bis der Kaffee hell und süß wird, wie es beliebt.
Streichhölzer sind da, um eine Zigarette anzuzünden
oder ein Strohdach, je nachdem;
Salz ist da, um notfalls einen erbeuteten Hirsebrei zu würzen;
Toilettenpapier, damit auch im fürchterlichsten
Dschungel die Unterhose sauber bleibt.
Und wie für den Leib, so ist für die Seele gesorgt,
denn überall, wo der Soldat kämpft,
und immer, wenn er schießt,
und sogar, wenn er stirbt,
ist der Kaugummi da,
zwei synthetische Stückchen america, weiß
wie die Schneidezähne des Präsidenten, wenn er lächelt.

Und der Kaugummi gelangt in den Mund des Soldaten,
und der Soldat kaut und schmeckt, wie der Geschmack
nach Minze verschwindet,
und kaut und schmeckt, worum es geht.

Majdanek-Prozess
(1975-1981)

Sechs steinerne Säulen:
das Portal, und am Morgen treten ein
die Angeklagten, die Richter
die Rechtsanwälte –
sechs Jahre lang

Jeder nimmt seinen Platz ein
und es erscheinen
einzeln die Zeugen, zitternd,
das Häftlingszeug noch auf der Seele;
und ihr Zeugnis wird zerredet,
ausdisputiert, aufgelöst
in Schall und Rauch,
und es bleibt ein Protokoll,
Akten bleiben, und werden schwer
in sechs Jahren – schwerer
als die Haare in den Kammern;
und es wird Mittag,
und wenn das Pensum erfüllt ist,
gehen die Rechtsanwälte,
die Richter, die Angeklagten
hinaus
unter den steinernen Säulen.

Sechs steinerne Säulen.
sechs steinerne Jahre.

Im Beton

Erbsen, hineingeworfen
sprengen den Beton, wenn er hart wird.
In den Fundamenten großer Bauten aber, heißt es,
sind Tote eingeschlossen;
illegal einst in das Land Geschleuste liegen,
damit, wie ihr Leben, auch ihr Tod nicht aktenkundig würde,
am Grund der Büropaläste,
in Pfeilern von Brücken stecken sie,
in Autobahntrassen –
kopfüber,
verkrümmt oder gestreckt,
wie ihre Haltung war,
als sie versanken.

Erbsen sprengen den Beton, heißt es:
ziehen das Wasser heraus, quellen auf ...
Die großen Bauten aber stehn sicher,
in den Hochhäusern fahren die Aufzüge,
und Geschäfte werden abgeschlossen,
und über die Fahrbahnen rollen die Räder,
die Toten in den Fundamenten aber
rühren sich nicht, quellen nicht; nichts ist
um sie her, das sie aufnehmen könnten
wie die Erbsen das Wasser.
Nur etwas Schweiß ist,
als noch die Baumaschinen lärmten,
in den Beton geflossen,
Schweiß von Südländern, billiger Ware;
Blut ist hineingeflossen, wenn ein Unfall geschah,
etwas Blut aus einem zerschlagenen Schädel,
einem zerquetschten Brustkorb,
und mit dem Blut ein Traum,
ein Erinnern, eine Hoffnung,
und wurde eingeschlossen
im Beton.

Schlagwetter
(Waltrop-Lünen 1982)

Schrien sie oben
Ausländer raus! und hieben
die Faust auf den Tisch
die Stiefel aufs Pflaster

brach in der Tiefe
Gestein los im Stollen
starben drei Männer
die Kohle beschaffen

Türke Deutscher Jugoslawe

Ibrahim

Manchmal fängt er einfach an zu singen,
mitten im Unterricht,
und mit der Ruhe ist es dann vorbei:
die Schüler lachen,
reden durcheinander;
erwartungsvoll sehn sie mich an.
Aber was soll ich tun?

Lehrer, sagt er, entschuldige!
Denk ich an Konya, meine Stadt –
ich singe.
Viel Heimweh.
Jetzt ist gut.
Jetzt ist ruhig.

Und er singt tatsächlich nicht mehr
und ich bringe den Unterricht
wieder in Gang: Wortschatz,
Satzbau, deutsche Grammatik ...

Jiddisch

Aufgeschnappt nur ein paar Worte,
Fiedelklänge,
und es fehlt mir,
zwischen zu vielen unbewegten Gesichtern,
alles –
das ganze Lied,
alle die Lieder,
die Stimmen,
die Münder.

Alles
ausgelöscht,
und die Kommandos sind gegeben worden
in meiner Sprache.

Erzählungen 1979 / 1981

Fremde im Ort

Hinter den paar Leuten, die eben aus dem Schienenbus gestiegen waren und an mir vorbeieilten, kamen noch zwei. Ich saß auf der hölzernen Bahnsteigbarriere und sah sie langsam das Gleis überqueren. Sie kamen auf mich zu und fragten nach Kaindl.

Ich hörte sie etwas von »Einsatzgruppe« sagen, »Polizeibattillon«, sie nannten ihn Leutnant, ich hatte die Rangbezeichnung im Zusammenhang mit Kaindl nie gehört, aber »Polizei-« stimmte, und ich war mir sicher, dass es unser Nachbar war, nach dem sie fragten.

Es waren ältere Frauen, weit in den Fünfzigern. Die das Wort führte, hatte dunkle Augen, dunkles Haar. Die andere stammelte in einer Sprache, die ich nicht verstand. Die beiden wirkten müde, hilflos. Das Haar der anderen Frau war weiß.

»Ja, Kaindl kenn' ich ...«

Ich rutschte von der Barriere und ging mit ihnen durch den kühlen Bahnhofssaal hinaus auf den Vorplatz.

Kaindl war der Leiter der kleinen Polizeidienststelle am Ort gewesen. Vergangenen Winter war er verhaftet und in Untersuchungshaft verbracht worden. Im Städtchen wurde damals viel geredet, geflüstert. Zuhause fing sogar meine Mutter davon an: »Polizist, und sitzt im Gefängnis! Wie passt denn so was zusammen? ...«

»Was hat er gemacht?«

»Weiß ich auch nicht. Kriegsverbrechen ...«

Kriegsverbrechen? – Darunter konnte ich mir nichts vorstellen. Meine Mutter wusste oder wollte es nicht wissen. Ich fragte in der Kfz-Werkstatt, wo ich die Lehre machte, den alten Gesellen Adam Thiele. Am nächsten Tag

brachte er mir einige aus einer Illustrierten gerissene Seiten mit.

Frauen standen mit verbundenen Augen in einem verschneiten Wald vor einer Grube. Ein Soldat schoss einem knieenden Mann in den Nacken, und lachte dabei. Mit offenen Augen und Mündern lagen die nackten Leichen von Frauen, Männern, Kindern neben- und übereinander, wie Därme im Schlachthof.

»Hat Kaindl so etwas getan?«

Thiele zuckte die Achseln.

Im Frühjahr war Kaindl wieder da gewesen. Korpulent, groß, die Augen etwas vorgewölbt in dem weichen länglichen Gesicht unter der Stirnglatze stand er oben vor dem Haus. Von Untersuchungshaft war ihm nichts anzumerken. Er trug den Kopf erhoben, grüßte freundlich, und außer dem Umstand, dass er nun immer in Zivil das Haus verließ, war eigentlich alles wie sonst.

Beurlaubt, hieß es im Städtchen.

Auch vom Vorplatz aus war das Haus nicht zu sehen. Ich erklärte ihnen den Weg durch das verwinkelte Städtchen und den Talhang hinauf; erklärte lange und hatte doch, je länger ich erklärte, desto mehr das Gefühl, sie würden ihn nicht finden. Ich bot ihnen an, mit ihnen zu gehen. Die Dunkle lächelte und sagte etwas in der fremden Sprache, nun nickte auch die Weißhaarige mir freundlich zu.

»Die versteht kein Deutsch«, meinte die andere. *Sie* aber habe es lernen müssen. Und leiser fügte sie hinzu: »Leider.«

Wir gingen stadtwärts, hinter den ersten Häusern überquerten wir die Gleise und bogen in den Fahrweg ein, der den Hang hinaufführt. Die Frauen gingen eingehakt. Sie trugen trotz der Sommersonne Mäntel, dunkle, fremde Stoffe, und deshalb vielleicht seh' ich, denk' ich daran zurück, nun alles in diesem dunklen, schattenhaften Licht. Waren die beiden wirklich dagewesen? Oder hab' ich mir nur eingebildet, was mir an diesem Samstagnachmittag

begegnete, ein Tagtraum, eine Phantasie, um mit Kaindl und dem, was er begangen oder nicht begangen hatte, was ich davon erfuhr beziehungsweise nicht erfuhr, zurechtzukommen?

»Haus hat er?« fragte die Frau, die Deutsch sprach.

»Ja.«

»Schönes Haus?«

»Halt ein Haus. Mit einem Stück Garten ...«

»Und ist hier Polizeichef?«

»Nein. Nicht mehr. Er ist schon pensioniert.«

Die Lokalzeitung hatte darüber berichtet. Auf dem Foto von der Verabschiedung war Kaindl – und zwar wieder in Polizeiuniform – mit dem Bürgermeister und anderen wichtigen Personen der Stadt zu sehen. Die Pensionierung erfolgte vorzeitig, schrieb die Zeitung. Aus gesundheitlichen Rücksichten.

Die Frau kniff die Lippen zusammen. Sie sagte etwas zu der anderen in der Sprache, die ich nicht verstand. Auf den Gesichtern der beiden meinte ich Verachtung, Feindseligkeit wahrzunehmen.

Ein Ehepaar aus unserer Nachbarschaft kam den Berg herunter. Befremdet anscheinend über die Begleitung, in der ich mich befand, sahen sie herüber, drehten sich nach uns um.

»Was wollen Sie eigentlich von Kaindl?« fragte ich.

Es war die Frage, die ich mir schon den ganzen Weg herauf zurechtzulegen versucht hatte.

Die Frau sah mich verwundert, prüfend an.

»Wir waren in dem Prozess. In ...«

Sie nannte den Namen einer Stadt.

»Dem Kriegsverbrecherprozess?«

»Du weißt davon?« fragte die Frau.

Ich wusste nichts, nicht viel, ich nickte.

»Wir waren als Zeugen dort«, sagte sie. »Sind extra nach Deutschland gekommen, um auszusagen. Kaindl haben wir nicht auf der Anklagebank gefunden. ...«

Der Prozess hatte vor vielleicht zwei Monaten begonnen, und Kaindl war damals ein zweites Mal verschwunden. Nach etwa vierzehn Tagen war er zurück. An einem Abend – wir standen mit Nachbarn am Gartenzaun – kam er mit seiner Frau zu uns herunter. Die beiden grüßten freundlich, wie sonst oft auch ergab sich ein Gespräch, auf einmal fing die Frau von dieser Sache an. All das Entsetzliche, sagte sie und meinte die Verhaftung ihres Mannes, sei ein Irrtum. Ihr Mann sei seinerzeit – sie meinte: zur Zeit des Krieges – zwei Wochen bei dieser Einheit gewesen, als Urlaubsvertreter des Kommandeurs. Dadurch sei er auf die Liste geraten, und allein deshalb habe man ihn für alles verantwortlich machen wollen, was das Kommando vor und nach seiner Zeit möglicherweise je verübt hat.

»Mein Gott, was haben wir ertragen müssen!« rief sie. Kaindl stand hinter ihr. Sein großer, massiger Körper schien in der Dämmerung zu schwinden, sich an den Rändern aufzulösen. Mit seiner tiefen, etwas kratzenden Stimme sagte er: »Man soll das Vergangene endlich vergangen sein lassen. Warum müssen nur immer wir Deutsche auf uns einhacken?! War Krieg damals! ...«

»Und dann das Geld, das uns das kostet!« rief die Frau. »Die Rechtsanwälte! Unsummen, um ihn da rauszuhauen!«

Meine Mutter gab sich damit zufrieden. Es war das Einfachste, wenn sich die Sache so erklärte. Wir waren Nachbarn, und wenn Kaindl auch nicht mehr der Polizeichef am Ort war, empfand sie noch immer Respekt, vielleicht auch Furcht vor ihm.

Ich konnte mich mit ihm nicht abfinden; konnte die Fotos, die Frauen vor der Grube, den lachenden Genickschützen, die nackten Toten nicht vergessen. Wenn ich Kaindl sah, dachte ich daran.

Der Fahrweg lief über den Dächern des Städtchens eben dahin. Jetzt konnte man auch schon das Haus sehn. Mit

andern Dächern schob sich der Giebel oben am Hang zwischen den Bäumen hervor. Kiesbestreute Pfade führten von den Häusern auf dieser Seite durch Rasen oder Steingärten herunter. Bei Kaindls versperrten schmiedeeiserne Ornamente im Rahmen einer schmalen Tür den Zugang. »Da wohnt er«, sagte ich.

Unterhalb des Fahrwegs arbeitete meine Mutter im Garten. Ihr blaues Kopftuch bewegte sich zwischen den Beersträuchern.

»Wer ist das?« fragte sie über den Gartenzaun.

Ich versuchte, es ihr zu erklären, und während ich noch redete, merkte ich schon, dass ich besser für mich behalten hätte, was ich wusste. Mutter schüttelte den Kopf und schluckte. Ich sah, dass sie Angst hatte. Mit Vorwurf in der Stimme sagte sie: »Du lässt dich da auf etwas ein! Wer weiß, was sie vorhaben?! ...«

Die Frauen waren vor der Pforte stehengeblieben. Sie kamen zu uns herüber.

»Wir wollen ja nur sehen«, sagte die eine, und deutete hinauf. »Nur sehen, wie so einer lebt.«

Mutter blickte ablehnend drein. Sie stand in ihrer abgewetzten Schürze hinter dem Zaun, die von Erde verschmierten Hände auf die Spitzen der Holzlatten gelegt. Die Fremden blickten auf sie hinab, sie sahen an ihr vorbei hinunter in den Garten, auf die vielfenstrige Front des Wohnhauses – in einem Fenster lag rauchend ein Nachbar –; sie sahen auf mich und wieder auf meine Mutter.

»Das ist meine Mutter«, sagte ich, zur Erklärung oder zur Entschuldigung.

»Wollen nur sehen«, wiederholte die Frau. »Kaindl war mit seinem Trupp in unserem Dorf – damals, im Krieg. Hat uns Schlimmes angetan. Auf der Anklagebank aber sitzt er nicht ...«

Meine Mutter schwieg. Und die Frau sprach weiter: »Kaindl hat ihren Mann erschossen«, sagte sie und deutete

auf ihre weißhaarige Begleiterin. »Sie hat Kaindl angefleht, gekniet vor ihm, hat sich ihm in den Weg geworfen; er aber ist über sie hinweggeschritten, hat ihn erschossen, den Mann, zusammen mit andern Geiseln an der Mauer hinter dem Dorf. – Mich haben seine Leute nachts aus dem Haus geholt; in einen Viehwaggon gepfercht mit andern Mädchen. Durch einen Spalt in den Planken sah ich meinen Vater auf dem Bahnsteig; er suchte mich; wollte mir etwas zu essen bringen, trinken. Kaindls Adjutant schlug ihn nieder. Das war das letzte, was ich von ihm sah. Der Zug fuhr nach Deutschland; ich kam in eine Fabrik, zur Zwangsarbeit.« – Die Frau atmete heftig; auf ihrem Gesicht stand der Schrecken – als hätte sie, während sie erzählte, alles noch einmal erlebt.

Die Frauen betrachteten das Namensschild aus Messing an einem der aus Sandsteinen gemauerten Pfosten. Sie sahen durch die schmiedeeisernen Schnörkel hinein, den Kiesweg hinauf.

Oben schnappte ein Schloss. Aus der Haustür trat Kaindl. Im dunklen Cordanzug, einen Spazierstock in der Hand, stand er über den Stufen zur Haustür.

Sich mit der freien Hand über den Anzug streichend, schritt er die Stufen hinunter. Sein Blick ruhte kurz auf den Fremden; er sah zu uns herüber, zu Mutter und mir, und hob jovial die Hand zum Gruß. Ich hörte den Kies unter seinen Schuhen knirschen.

Die Frauen sahen ihm regungslos entgegen. Als Kaindl die Tür erreichte, wichen sie ein paar Schritte zurück.

»Kaindl!« rief die Dunkelhaarige.

Kaindl sah die Frauen mit zusammengezogenen Brauen an. Er trat auf die Straße. Den Spazierstock locker in der Hand, zog er hinter sich die Tür ins Schloss.

Plötzlich war die Stimme der Weißhaarigen zu hören; schrill und wie ohne Atem rief sie etwas in der fremden Sprache. Kaindl zuckte zusammen. Jetzt schien er zu erkennen: die Sprache, die Stimme, die Frauen. Keinen

Blick ließ er von ihnen. Er tat einen Schritt zurück, noch einen. Mit dem Rücken stieß er an die Tür. Und während hinter ihm die eine Hand nach der Klinke suchte, hob die Rechte den Spazierstock wie zum Schlag.

Mit ein paar Sätzen war ich bei ihm, packte den Stock. Ich sah in Kaindls vorgewölbte Augen in dem vor Wut oder Angst oder beidem verzerrten Gesicht. Hinter ihm die Tür sprang auf; er ließ den Stock los; torkelte rückwärts, fing sich und warf scheppernd die Tür ins Schloss. Die Weißhaarige war zusammengebrochen. Ihre Begleiterin beugte sich über sie, redete ihr zu in ihrer fremden Sprache. Ich stand daneben und wusste nicht, was tun. Vom Kiesweg herunter erklang Kaindls Stimme: »So eine Unverschämtheit! Anzeigen werd' ich! ...«

Meine Mutter war aus dem Garten gekommen.

»Ihr Sohn hat mich angegriffen«, rief Kaindl. »Holen Sie den Jungen da weg! Gesindel ist das! ...«

Meine Mutter würdigte mich keines Blicks. Sie beugte sich neben der Dunkelhaarigen nieder, half ihr, die Frau aufzurichten. Die Weißhaarige stand unsicher auf ihren Beinen. Der Mund in ihrem bleichen Gesicht bog sich, ruckte; die Frau begann zu schluchzen, das Schluchzen erfasste ihren ganzen Körper. Meine Mutter stützte sie; hielt sie mit einer Hand unter dem Ellbogen gefasst und streichelte mit der andern beruhigend über ihren Arm.

Ich merkte, dass ich den Spazierstock noch immer in der Hand hielt, und warf ihn über Tür und Zaun hinüber, Kaindl vor die Füße.

(Für diese Ausgabe überarbeitet und gekürzt)

Das Griechenlied
oder Ein Tag in dem Prozess
(Auszüge)

Abwechselnd drangen aus den Lautsprechern die Stimmen der polnischen Frau und des Dolmetschers, und nur langsam – eigentlich erst, als die Rede auf den Tod der Griechinnen kam – begann Kalle zu begreifen: Das Lager hatte wirklich existiert; die Polin war darin eingesperrt gewesen; das Lager hatte sich eingepägt in ihre Nerven und ihr Gehirn, und nun, da sie davon sprach, stieg es wieder hervor – mit den Baracken, dem Stacheldraht, den Aufsehern. Noch aus dem Hintergrund des Saales, wo Kalle zwischen den Prozessbesuchern saß, sah er, dass die Lippen der Frau weiß waren. Sie sprach stockend, atemlos in der fremden Sprache, und die Erinnerung drückte ihre Stimme herab bis zu einem Flüstern, und die Frau lehnte sich nach wenigen Sätzen wieder wie erschöpft zurück, während die Stimme des Dolmetschers aus den Lautsprechern drang.

»Schön haben sie gesungen, die Griechinnen. Ich kann das Lied nicht vergessen. Ich höre es noch immer.«

An diesem Vormittag war noch keine Stunde vergangen, seit Kalle mit dem Sozialarbeiter und den anderen den Gerichtssaal betreten hatte, und die Verhandlung begann ihn mit Entsetzen zu erfüllen, indem er begriff. Sein schmales Gesicht unter dem rötlichen Haarschopf war bleich geworden; aus Augen, die ihm brannten wie von einem scharfen Luftzug, sah er nach vorn. Die Zeugin schwieg; sie lehnte in ihrem Sitz, die Augen geschlossen, als lauschte sie dem längst verklungenen Gesang nach. Der Dolmetscher neben ihr rührte sich nicht. Über dem Zeugenstand hing eine Tafel mit dem Grundriss des Lagers; nach rechts erstreckte sich der Richtertisch, und an diesem Ende saß die Protokollantin, in schwarzem Talar wie die Richter, und die Hand bewegte sich nicht, bis die Polin

wieder die Augen öffnete und sich vorbeugte zu dem Mikrofon und sprach.

»Die Sache mit den Griechinnen«, übersetzte der Dolmetscher, »geschah an der Lagerlatrine. Die Griechinnen mussten die Grube leeren; sie schöpften die Fäkalien mit Eimern; sie arbeiteten schon den ganzen Morgen. Eine schwere Arbeit, schmutzig. Ich weiß noch, dass Krähen über dem Lager flogen und sich auf die Masten und elektrischen Zäune setzten, schwarze Vögel. Von den Latrinen herüber kam der Gestank; wir rochen es bis in die Nähereibaracke, in der ich arbeitete. Und wir sahen hinüber – heimlich, denn sich umzublicken war ja nicht erlaubt. Die Köpfe der Griechinnen waren kahlgeschoren; es waren junge Frauen, kräftig, das Lager hatte sie noch nicht ausgezehrt. Wir sahen sie und hatten Angst um sie, denn die Aufseherin, die das Griechinnen-Kommando befehligte, war die, die im Lager nur die ›Blutige‹ hieß. Wenn sie kam, lief ihr der Name schon voraus, wie wenn ein Wind läuft: Die ›Blutige‹ kommt! – Ich selbst bin ihr einmal unter die Stiefel geraten, und ich weiß nicht, wie es zugegangen ist, dass ich noch mit dem Leben davongekommen bin ...«

Die Polin schloss die Augen; ihr Gesicht zuckte, als müsste sie hinter der Stirn sich wieder der Stiefelritte der ›Blutigen‹ erwehren. Der Sozialarbeiter, der neben Kalle saß, schrieb in sein Notizbuch. Er war es gewesen, der Kalle mit zu diesem Prozess gebracht hatte – ihn und die anderen –; sie saßen nun da, angespannt bis in die letzte Faser, damit ihnen nicht das Geringste entging. Die Zeugin schwieg, und in der Mitte des langen Richtertisches, über den die Oberkörper der Richter und Schöffen aufragten wie eine Galerie von Büsten, drehte der Vorsitzende Richter langsam sein silbernes Haupt und fragte: »Zeugin, sind Sie sicher, dass es sich bei der Aufseherin an der Latrine um Frau Lachmann gehandelt hat?«

»Ich bin sicher!« übersetzte der Dolmetscher die Antwort

der Polin. »Ich sehe die ›Blutige‹ noch, als wäre es erst heute gewesen. Sie geht herum zwischen den Griechinnen, eine korpulente Frau in einer Uniform zwischen den Frauen in den gestreiften Häftlingskleidern. Ihre Stimme dringt herüber; wie eine Peitschenschnur fährt sie durch die Luft.

Plötzlich singen die Griechinnen. Sie singen eines dieser schönen griechischen Lieder. Die Aufseherin steht daneben, die Fäuste in die Hüften gestemmt. Wahrscheinlich hat sie selbst den Befehl zum Singen gegeben; vielleicht will sie so die Gefangenen verhöhnen. Aber die Griechinnen haben schöne Stimmen, und schön klingen ihre Stimmen zusammen, und man möchte, dass das Lied nie aufhört. Doch dann ist das Lied zu Ende. Und dann arbeiten die Frauen weiter. Und dann tritt die ›Blutige‹ gegen eine Leiter, auf der mit ihren Eimern zwei Griechinnen stehen. Die Leiter stürzt um, und die Griechinnen fallen in die Grube. – Ich habe alles mit angesehen; ich weiß nicht mehr, wo ich stand; ich weiß nur noch, dass ich vor Entsetzen zitterte, und vor Angst, denn ich durfte ja nicht entdeckt werden – es wäre mein Tod gewesen. Ich stand vor einer Bretterwand, und die Grube sah ich durch einen Spalt zwischen den Brettern, aber die beiden Griechinnen sah ich nicht mehr. Es muss ein schlimmer Tod gewesen sein. Und neben der Grube schrie die Aufseherin, sie schlug mit der Peitsche auf die Frauen des Kommandos ein; und von den Zäunen flogen die Krähen auf und flogen über das Lager; ich lief davon aus meinem Versteck, und es war mir, als wäre mit den beiden Griechinnen auch ihr Lied ertränkt worden. Aber das Lied ist nicht ertränkt; es ist in meinem Kopf, als wäre es erst heute gesungen worden; ich höre es noch immer ...«

Kalle, der im vergangenen Sommer aus der Schule entlassen worden war und doch so gut wie nichts über Dinge wie die, die jetzt zur Sprache kamen, erfahren hatte, verfolgte den Bericht der Zeugin mit einem Gefühl, als wäre

etwas in ihm für immer verletzt. Er meinte einen Wiederhall des Liedes zu hören, der sich in dem Gerichtssaal ausbreitete, ein Echo oder einen Klang; aber wie er horchte, waren es nur die beiläufigen Geräusche der Verhandlung: Flüstern, Rauschen der Lautsprecher, Rascheln von Papieren, Ächzen der Sitze unter der Last der Körper. Der Gerichtssaal bedrückte ihn, und er sah sich, wie um sich ihrer zu vergewissern, nach den anderen um. Der Sozialarbeiter schrieb noch immer. Hardy zog ein Taschentuch aus der Handtasche seiner Freundin, gab es ihr, und Inge warf mit einer Kopfbewegung ihr Haar hinter die Schulter zurück, schneuzte sich und hielt sich das Tuch vor den Mund. Sie weinte.

Der Richter sprach auf die Zeugin ein, sanft und nachsichtig, wie zu einem Kinde, und die Polin riss die schwarzen Augen auf und sah hinunter auf die Tischreihen im Mittelteil des Saals, die Kalle an die Möblierung eines Klassenzimmers erinnerten. Der Richter wartete, und schließlich erhob sich die Frau und stieg zögernd hinab. »Jetzt muss sie die Aufseher identifizieren«, flüsterte der Sozialarbeiter Kalle zu.

In den Tischreihen saßen die Angeklagten – gut ein Dutzend älterer Männer und Frauen – zwischen ihren Anwälten verteilt, die in schwarzen Talaren steckten. Kalle sah nur die Rücken; einige Köpfe waren gesenkt, und vor ihnen her bewegte sich die Polin langsam nach rechts, dem Sitz der beiden Staatsanwälte unter einem großen, mit einem Wappen buntbemalten Fenster entgegen. Auf halbem Weg, von der Mitte der Richtertische herab, nickte ihr der silberhaarige Richter aufmunternd zu und ließ sie vor sich in den Mittelgang einbiegen, der die Tischreihen senkrecht durchschneidet.

Zögernd kam sie durch den Gang heran. Sie wirkte klein und zerbrechlich in ihrem blauen Kleid; ihr Haar, ihr Gesicht, ihre Lippen waren weiß; ihre Augen um die schwar-

zen Pupillen aufgerissen; sie sah in die Gesichter der Angeklagten, als sähe sie dahinter gleichzeitig auch die beiden Griechinnen auf der Leiter stehen, fallen – wie sie es damals gesehen hatte, durch den Spalt zwischen den Brettern. Sie ging langsam; sie setzte ihre Schritte mühsam, als hingen Gewichte an ihr; sie blieb stehen und sah, wie um sich rückzuversichern, nach dem Richtertisch zurück; sie blieb wieder stehen; sie sah immer häufiger zurück; und schließlich wandte sie sich ganz um und ging rückwärts, als könnte sie nur so, mit ständigem Blick zum Richtertisch, sich weiter zwischen den Angeklagten voranwagen. Die Staatsanwälte unter dem Fenster reckten die Köpfe aus den Talaren; das Gesicht des einen war gelblich, das des anderen rot und rund, mit einem Bart um den Mund und das Kinn.

Die Polin blieb stehen. Neben ihr erhob sich, auf eine Aufforderung des Richters hin, eine stämmige Frau mit aufgestecktem dunklem Haar von ihrem Sitz.

Das ist die Aufseherin!« hörte Kalle Hardy aufgeregt herüberflüstern.

»Erkennen Sie die Angeklagte wieder?« fragte der Richter, und der Dolmetscher übersetzte.

Die Zeugin sah die ehemalige Aufseherin an und nickte. Sie begann zu zittern. Sie rang nach Luft. Sie wollte stehenbleiben, aber etwas schien an ihr zu zerren, und da ging sie mit seltsam wankenden Schritten durch den Mittelgang zurück, taumelnd, als hätte man sie auf den Kopf geschlagen. Die Aufseherin setzte sich. Der Dolmetscher, ein junger, schlaksiger Mensch, lief der Polin entgegen und stützte sie und brachte sie zurück in den Zeugenstand, und unter der Tafel mit dem Grundriss des Lagers fand sie ihre Sprache wieder, und die atemlos hervorgestoßenen polnischen Laute drangen wieder aus den Lautsprechern und erfüllten den Saal.

»Ich kann den Anblick nicht ertragen; es geht über meine Kräfte«, übersetzte der Dolmetscher. »Es ist die ›Blutige«.

Es ist die, die die Griechinnen in der Grube ertränkt hat ...«

»Woran erkennen Sie sie?« fragte der Richter.

»An den Augen ... An den Backenknochen ...«

Die Lachmann beugte sich zu ihrem Anwalt hinüber und flüsterte mit ihm; sie war aufgeregt, und Kalle glaubte, sie müsste im nächsten Augenblick nun unter der Last des Vorwurfs zusammenbrechen; da aber wurde ihr Flüstern lauter, und Kalle verstand. »Die Lügnerin!« zischte sie. »Das soll sie zurücknehmen, die! Die phantasiert ja! Mit unsereinem kann sie's ja machen! ...« – Und während die Polin, die dem Lager entronnen war, bleich und wie fröstelnd im Zeugenstand saß, drehte sich die ehemalige Aufseherin auf ihrem Stuhl um und wandte den Prozessbesuchern, als forderte sie Mitleid oder Unterstützung, ihr breites Gesicht zu.

Das Gesicht irritierte Kalle. Es war das abgearbeitete Gesicht einer Hausfrau von vielleicht sechzig Jahren, beleidigt und aufgebracht. ...

... Mit Verspätung wurde nach der Pause die Verhandlung fortgesetzt. Es kam zu einem Disput zwischen dem Richter und dem kleinen glatzköpfigen Anwalt, und schließlich erhoben sich die Richter und Schöffen und verschwanden lautlos hinter einer Holztüre in der Vertäfelung hinter der Empore des Richtertisches; sie kamen zurück und verschwanden nach einem neuerlichen Disput aufs Neue. Ihr Verschwinden hatte etwas Geheimnisvolles, und in Kalle erweckte es eine Hoffnung. Er dachte: Wenn sie wiederkommen, wird etwas geschehen.

»Verschleppungstaktik!« sagte jedoch verächtlich der Sozialarbeiter, der wieder das Notizbuch geöffnet auf den Knien liegen hatte: »Nichts als Verschleppung. Die Verteidigung stellt einen Antrag, und das Gericht berät; wieder Antrag und wieder Beratung, und schon ist der Vormittag herumgebracht!«

Die Bemerkung entmutigte Kalle, und trivial und trostlos lag wieder die Szenerie des Gerichtssaals vor ihm, unter dem Licht der hohen, bemalten Fenster.

Es wurde lauter. Einige Angeklagte kamen aus den Tischreihen heraus. Ein Mann mit wulstigem Nacken packte Brote aus seiner Aktentasche aus und aß sie, indem er schlingend den Kopf einzog, so dass sich die Wülste in seinem Nacken noch mehr zusammenschoben. Ein paar Anwälte standen um den kleinen Glatzkopf herum und diskutierten. Die Lachmann kam, eine Zeitung in ihrer Hand, zu ihrem Platz zurück, setzte sich und entfaltete das Blatt. Auf dem Richtertisch türmten sich die Bücher und Akten zu baufälligen Stapeln. Die Staatsanwälte sahen aus, als ob sie schliefen. Die Luft in dem Gerichtssaal war schwer. Kalle stand auf, zwängte sich an den anderen vorbei aus der Stuhlreihe heraus und ging zur Tür. Aus dem Zeugenstand sah die polnische Frau mit bleichem Gesicht in den Saal, und über ihrem Kopf stand die Tafel mit dem Grundriss des Lagers, mit feinen, geraden Strichen, wie der Plan eines Architekten.

Vor dem Gerichtssaal war Kalle kaum ein Stück den Korridor hinaufgegangen, da hörte er hinter sich auf den Fliesen Schritte, und jemand holte ihn ein. Es war der Spitznäsige.

»Du bist wohl das erste Mal in dem Prozess?« fragte er und lächelte freundschaftlich. Kalle nickte. »Es ist nicht einfach, sich in dem Prozess zurechtzufinden«, sagte der andere. »Der Prozess ist unlogisch, unverständlich, ein Unding.«

Er hatte eine hohe, etwas krächzende Stimme. »Weißt du eigentlich, wie lange der Prozess schon dauert?« fragte er und gab, bevor Kalle überhaupt mit den Achseln zucken konnte, selbst die Antwort: »Über zwei Jahre.« Seine blauen Augen waren starr auf Kalle gerichtet. »Weißt du, was dieser Prozess kostet?« fragte er. »Nein? – 35 000

Mark am Tag!« – Er zog hörbar die Luft und ein und wiederholte: »35 000 Mark! Das macht Millionen für den ganzen Prozess. Und wer bezahlt das? Wir, die Steuerzahler! Und wozu?«

Kalle erinnerte sich plötzlich der Beobachtung, die er vorhin in der Gerichtskantine gemacht hatte, und er fragte sich, ob der Spitznäsige tatsächlich von dem Tisch der Lachmann gekommen war. Am liebsten wäre Kalle zu den anderen in den Gerichtssaal zurückgegangen. Aber der Spitznäsige redete sich in Fahrt. Er sprach immer eindringlicher, eifernder; er stellte Fragen, wie um Kalle damit festzuhalten, doch den Fragen schickte er meist selbst die Antwort hinterher:

»Warum wohl wird der Prozess geführt? – Doch nur dem Ausland zuliebe, das ist es!«

Der Ausspruch erinnerte Kalle an die Unterhaltung in der Kantine; er stutzte, da ihm die Übereinstimmung merkwürdig vorkam.

»Da staunst du«, krächzte der Spitznäsige. »Der Prozess wird vom Ausland gesteuert. Und gegen wen geht es? Gegen uns! Gegen die eigenen Leute!« – Er stand breitschultrig auf den spiegelnden Fliesen, und vor Eifer rötete sich sein Gesicht, und die Spitze seiner Nase bewegte sich, indem er sprach. Manchmal dämpfte er seine Stimme, als sei, was er sagte, nicht für jedermanns Ohren bestimmt. Häufig sagte er »wir« und »uns« und »unser«, aber Kalle verstand nicht recht, was er damit meinte; es hatte den Anschein, als bezöge er auch Kalle darin ein; aber je eindringlicher und beschwörender er davon sprach, desto unangenehmer wurde es Kalle, desto mehr fühlte er sich von dem Menschen abgestoßen.

»Warum müssen nur immer wir in unserer Vergangenheit wühlen?« raunte der Spitznäsige. »Warum? Es war Krieg damals. Die alten Leute haben nichts als ihre Pflicht getan; man soll sie doch endlich in Ruhe lassen ...«

Es dauerte einige Sekunden, bis Kalle begriff. Er spricht ja

von den Angeklagten, dachte er, wie vor den Kopf gestoßen.

Der Summer ertönte, der das Ende der Pause anzeigt, und Kalle lief an dem Spitznäsigen vorbei zurück in den Gerichtssaal. ...

... Als sie zu dem Gerichtsgebäude zurückgingen, sah Kalle am Straßenrand plötzlich den Spitznäsigen im Nieselregen stehen. Der Spitznäsige wartete, dass die Fußgängerampel auf Grün umschaltete; er unterhielt sich mit einem Jungen in einem durchnässten Parka. Als die Ampel Grün zeigte, gingen die beiden über den Zebrastreifen davon. Der Spitznäsige hielt in der Hand einen großen, in rosa Papier eingeschlagenen Blumenstrauß, und er barg den Strauß vor dem Anprall der entgegenkommenden Fußgänger hinter seinem Rücken. – Bevor Kalle den andern den Spitznäsigen und seinen Begleiter zeigen konnte, waren die beiden im Straßengewühl verschwunden.

In den Straßen und Gässchen verzettelten sie sich, und als sie endlich im Gerichtssaal eintrafen, hatte die Verhandlung bereits begonnen. Unter den missbilligenden Blicken des Gerichtsdieners zwängten sie sich in die Stuhlreihen, und erst, als Kalle saß, merkte er, neben wen er sich da gesetzt hatte. Der Spitznäsige streifte Kalle mit einem Blick seiner blauen Augen und sah wieder angestrengt nach vorne in den Saal. Neben ihm saß der Junge, den nassen Parka noch immer um die Schultern.

In den Tischreihen stand der Anwalt der Lachmann und sprach, und heftig, wie angestoßen von seinen Worten, bewegten sich die Falten seines Talars. Der Richter hob die Hände, als wollte er abwinken, aber der Anwalt sprach weiter. Kalle brauchte eine Weile, bis er begriff. Es ging um einen Blumenstrauß. Die Blumen lagen vor der »Blutigen« auf dem Tisch, und neben ihnen lag zusammengeknüllt das rosa Papier. Kalle sah den Spitznäsigen an: der

stützte die Hände auf die Knie; um seinen Mund spielte ein Lächeln.

Der Anwalt setzte sich und lehnte sich in seinem Stuhl zurück; die Lachmann beugte sich zu ihm hinüber und flüsterte mit ihm. Der Richter ließ die Mundwinkel hängen; er wirkte müde; er sprach ein paar Worte zu der Protokollantin hinüber und machte eine Bewegung, als schlosse er einen Aktendeckel.

»Wäre ja noch schöner gewesen, wenn sie der Frau auch noch die Blumen genommen hätten!« raunte der Spitznäsige Kalle zu.

Kalle hätte ihm eins in die Fresse geben mögen.

Und plötzlich dachte er daran, dass ja der Richter vielleicht gar nicht wusste, was gespielt worden war. Er wollte es dem Sozialarbeiter sagen, aber er sprach in seiner Aufregung zu laut. Der Richter, wie auftauchend aus seiner Müdigkeit, spähte nach den Zuschauern, zog sich das Mikrofon heran und sagte streng: »Ich bitte mir Ruhe aus! Ich kann keine Missfallensbekundungen oder Beifallsäußerungen der Zuhörer dulden!« – Und wie zur Bekräftigung schritt in seinem grünen Frack der Gerichtsdienervor den Zuschauerreihen drohend einmal auf und ab.

Kalle hockte auf seinem Stuhl.

In der vorderen Reihe erhob sich der kleine glatzköpfige Anwalt. Er formulierte eine Frage an die Zeugin, verneigte sich jedoch in Richtung des Richters. Seine Worte skandierte er mit der Brille, die er in der Hand hielt. Er schob, während die Zeugin antwortete, die Brille wieder vor das Gesicht, aber so, dass die Bügel an den Schläfen zu liegen kamen, und riss die Brille schon wieder ab zu einer neuen Frage. In den Fragen des Anwalts lag etwas Spitzfindiges und Gehässiges. Ein zweiter Anwalt erhob sich, und dann stand der Anwalt der »Blutigen« auf. Das angegraute Haar des Anwalts lag auf dem Kragen seines Talars auf, und während er den Kopf im Eifer seiner Fragen vorstreckte und einzog, sträubte und stauchte sich das Haar auf dem

Kragen, wie das Gefieder eines aufgeregten Vogels.
Der Dolmetscher übersetzte die Fragen, und die Polin antwortete, ihre Kräfte zusammennehmend, immer mit wenigen Worten. Die Antworten machten ihr Mühe. Sie sah hilfeschend zu dem Richter hinüber; der Richter nickte ihr zu und erteilte dem nächsten Anwalt das Wort. Und immer dichter folgten die Fragen der Anwälte aufeinander, immer schneller: Dem entsetzten Kalle schien es, als hätten sich die Anwälte der polnischen Frau auf die Fersen geheftet und jagten sie – in einem Abstand, den nur die Stimme des Dolmetschers markierte –, abwechselnd sich die Stafette der Jagd überreichend, mit schwarzem Talar in der ersten Tischreihe aufspringend oder in der vorletzten, rechts des Mittelgangs oder links. Nun war wieder der Anwalt der Lachmann an der Reihe.
»Zeugin, wussten Sie damals, wie tief solch eine Latrinen-grube gegraben war?«
»Wir waren viele Gefangene: die Grube hatte die entsprechende Kapazität.«
»Sie wussten es also nicht?«
»Ich habe es nicht ausgemessen.«
»In einer früheren Vernehmung haben Sie ausgesagt, die Grube hätte eine Tiefe von zwei Metern gehabt. Wie kamen Sie darauf?«
»Alle Gruben wurden so gegraben.«
»Sie kennen die Tiefe der Gruben also nur vom Hörensagen?«
»Ich habe die Tiefe geschätzt.«
»Wissen Sie denn, dass andere polnische Zeugen eine Tiefe von ein Meter fünfzig angegeben haben?«
»Das weiß ich nicht.«
»Ist dies denn möglich?«
»Meiner Meinung nach nicht.«
»Warum nicht?«
»Weil wir dazu zu viele Benutzer waren.«
»Sie vermuteten also die Tiefe, die Sie angegeben haben,

nur?«

»Nein, ich habe die Tiefe geschätzt.«

»Also vermutet ...«

»Eine Schätzung ist doch keine Vermutung!« mischte sich endlich der Richter ein, aber der Anwalt widersprach ihm.

»Schätzung!« sagte der Richter. »Vermutung!« warf der Anwalt angriffslustig dagegen; und schließlich erhoben sich Richter und Schöffen und bewegten sich auf die Tür in der Holzvertäfelung zu, langsam und lautlos wie die Figuren eines Traums.

»Das Gericht zieht sich wieder zur Beratung zurück«, sagte der Sozialarbeiter bitter. In der Holzvertäfelung schloss sich die Tür.

Mit wehendem Talar lief der kleine glatzköpfige Anwalt vor den Tischreihen entlang und durch den Mittelgang heran. Er schwenkte seine Brille in der Luft und rief dem Anwalt der Lachmann entgegen: »Herr Kollege! Für den Fall, dass das Gericht den Antrag ablehnt, wüsste ich noch eine zweite Fragemöglichkeit!« Die Angeklagten drehten sich nach ihm um, in den seitwärts gewandten Gesichtern glänzten die im Lachen gebleckten Zähne. ...

Fahrpläne, Dienstpläne (1987)

Wieviel Grübeln über den Zahlen, Rauch in den Zim-
Pläne sorgsam erstellt, wie viele Stunden [mern

Wie viele Blicke in Spiegel vorm Weggehn,
Thermosflaschen und Brote, Küsse zum Abschied
Fotos zerknittert in Taschen oder glatt hinter Glas
auf den Schreibtischen
Wieviel in klare Luft aufgestoßener Rauch aus Loko-
wie viele Pfiffe, Signale [motiven,

Dienstpläne, Fahrpläne

Wie viele Blicke aus seitlichen Fenstern der Lokomotiven,
Haare im Fahrtwind
Schlagen der Räder unter den Menschen gepresst in die
Wagen, Klirren der Kupplungen
Wieviel Gespräch in den Drähten entlang
an den Strecken, in Amtszimmern Aktenvermerke
Akten den Schränken entnommen, Besprechungen,
Weisungen
Wieviel Befehle durch Flure geschrien,
gebrüllt auf den Plätzen
Stiefel in Marsch gesetzt, Rücken in Uniformstoffe
wenn die Züge hereinfahren [gespannt,
Wieviel Dienst auf den Posten, Erfindungen, Tatkraft

Fahrpläne, Dienstpläne

Aufreißen der Türen, Heraustretenlassen
aus den Waggons, Herausprügeln, Herauszern
Antretenlassen, Mustern, Einsortieren in die
verschiedenen Wege –
gebückt mit Kindern entlang an den Gleisen bis in die

Duschen, wo sich entkleidet wird, bis in die
Kammern, bis in die Öfen
oder auf Lastwagen in die Labors, vor die
Hinrichtungswand, oder in Keller
oder mit kräftigen angstvollen Körpern hinter elektrische
Zäune, in die Baracken auf Pritschen
Aufstehn! heraus zum Appell, zur Arbeit bis die
Kräfte vergehen, zum Übereinanderherfallen
um ein Stück Brot, Schluck Suppe
die Haut noch bis in den Abend zu retten, den Morgen,
Haut und Knochen, Haut zerplatzt von den Schlägen –

Sammeln des Golds aus den Mündern in Kisten, in den
Baracken die Brillen von den Gesichtern,
die Haare und Schuhe, Prothesen
Puppen den Händen entrissen, aus Taschen geholte
Papiere, Münzen in vielerlei Währung, Brillanten
Kleider zu Türmen gepresst auf der Erde zwischen den
gemessen, gewogen, in Listen erfasst, [Gleisen
fertig zum Abtransport

Dienstpläne, Fahrpläne

Warten, Rangieren, Hinausrollen zwischen den Zäunen,
den Scheinwerfern aufgereiht auf den Pfosten
stampfend den Fluss entlang, schneller vorbei
die Baumgruppen seitlich, die Felder, die Hügel
Bahnhöfe, Masten, Abzweige, Mützen, Signale



Mit Ulrich Straeter bei der Endredaktion von »Ruhrpottriviera«, 1985. Foto: Ilse Straeter.

Aus: Ruhrpottriviera (1985)

Der Bankrott

Die Sekretärin Heike Ehlers, die sich in der GERÜST-BAU STOLZE KG vom Lehrmädchen bis ins Vorzimmer des Chefs, und das hieß hier: bis an die Schalthebel, hochgearbeitet hatte, sah den Bankrott voraus. Mit Dr. Stolze, dem Besitzer, war darüber nicht zu reden; ungern mit »Geschäftskram« befasst, reagierte er, je schlechter die Lage, nur umso aufgebrachter, und eines Tages fegte er der Sekretärin gar die Papiere vom Tisch, brüllte: Das Finanzfiasko nur Ergebnis ihrer Buchhaltung! Geheimwirtschaft! Er an die Wand gedrückt im eigenen Geschäft! Und Konsequenzen werde er zu ziehen wissen! ... – Die Sekretärin, bleich geworden, wusste nichts zu erwidern; sie versicherte nur immer: nichts läg' ihr so am Herzen wie die Firma; und sie erklärte sich sogar bereit, ihr ganzes Erspartes, rund zehntausend Mark, als Kredit zur Verfügung zu stellen. Worauf der Unternehmer verächtlich schnaubte, und hinter sich die Tür zuschlug.

Der Vorschlag war, vom Kaufmännischen her, tatsächlich lächerlich, und Heike Ehlers biss sich auf die Lippen; sie fühlte sich gekränkt, ihr war danach zu kündigen, zu gehen, doch bückte sie sich nur nach den Papieren; schrieb einen Geschäftsbrief zu Ende; nahm Telefonate entgegen; notierte; gab einen Auftrag an den Meister weiter; goss die Graslilie auf dem Aktenschrank. Ein Tag verging, ein zweiter, und wieder trafen Rechnungen ein, Mahnungen der Gläubiger. Die Bank sperrte den Überziehungskredit, gerade als die Löhne überwiesen werden mussten. Die Sekretärin wagte nicht, zu Dr. Stolze zu gehen, saß da und starrte auf das Unglücksschreiben; als müsste sie nun Abschied nehmen, sah sie durch das Zimmer, in dem sie, nach wie vielen Jahren, endlich angelangt war: Es konnte

doch nicht sein, dass jetzt, wo sie am Ziel war, und hatte sich in ihrer Stellung noch kaum eingerichtet, der Laden in Konkurs ging, und alles unter ihr zerbrach! – Sie stand auf, zog den Ordner mit den Rechnungen aus dem Schrank, blätterte, holte sich weitere Ordner, nahm einzelne Schriftstücke heraus, verglich, schrieb etwas auf, verglich wieder, und einmal nur, aufblickend, besann sie sich, was sie da angefangen hatte; vertiefte sich gleich wieder in die Arbeit, um nicht darüber nachzudenken; fotokopierte, tippte, unterschrieb, und was sie tat, kam ihr nicht viel anders vor, als was sie sonst tat. Es ging um das Geschäft, und sie erledigte das Nötige wie immer sorgfältig und gewissenhaft.

Die falschen Wechsel Heike Ehlers wurden, wie sie kamen, anstandslos genommen: bald war GERÜSTBAU STOLZE KG wieder zahlungsfähig. Na also! sagte, als er einmal die Kontoauszüge durchging, zufrieden der Chef, na also! – und die Sekretärin nahm's als Wort der Versöhnung. – Nach einem knappen halben Jahr flog der Schwindel auf, in das Unternehmen kam die Polizei. Dr. Stolze und seine Sekretärin wurden verhaftet, in Untersuchungshaft gebracht und erst nach Wochen entlassen. Nach einem Jahr kam's zum Prozess, jetzt aber zeigte sich, dass es nur einen Angeklagten gab – Heike Ehlers. Sie hatte in den Verhören die Behauptung Dr. Stolzes, von allem nichts gewusst zu haben, immer bestätigt, so dass dem Staatsanwalt keine Handhabe blieb. – Dr. Stolze war als Zeuge geladen; er trat auf in einem abgeschabten grauen Anzug – als wollte er zeigen, dass es mit den Gerüchten um gewisse rechtzeitige Überschreibungen an seine Frau nichts auf sich habe; er machte seine Aussage und verschwand, ohne das Ende der Verhandlung abzuwarten.

Die Sekretärin wurde wegen Urkundenfälschung und Betrug zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, die Strafe aber zur Bewährung ausgesetzt, denn die Angeklagte hatte, wie

der Richter hervorhob, uneigennützig gehandelt und jede erschwindelte Mark für die Firma verwendet. Heike Ehlers tupfte sich während der Urteilsbegründung bisweilen mit dem Taschentuch die Augen; sie lachte, unter Tränen, schon wieder, als sie mit ihrem Anwalt und zwei Herren eines Tiefbauunternehmens das Gerichtsgebäude verließ, eine stattliche Frau in hellem Kostüm und hochhackigen Schuhen. Sie hatte bei eben jener Tiefbaufirma eine neue Stelle gefunden, und auch schon angetreten, in verantwortlicher Position, und verwundern konnte dies nicht.

Europabus Istanbul

I.

Hinter dem Hauptbahnhof in Köln
zwischen den Bussen, den Koffern
ein Abschied für immer:
Leb wohl, Deutschland –
zwei schwarze Türme bis in den Himmel
glitzernder Fluss unter der Sonne
Leb wohl, meine Einsamkeit, meine Hoffnung
Lebt wohl, meine zwölf verlorenen Jahre ...

Hinter dem Hauptbahnhof in Köln
als die Koffer verstaut sind
setzt sich, nach zwölf Jahren Arbeit im Hafen
Hassan auf seinen Platz
Kein großer Bahnhof zum Abschied
kein roter Läufer und kein Komitee –
nur das Fluchen der Fahrer
bis der Bus endlich abfuhr ...

II.

Nachts in den Alpen die Angst
steckenzubleiben; sie fahren
hoch aus dem Schlaf am Morgen
in der kroatischen Ebene –
endlos die Krähengebüsche.
Gegen Abend Berge, Bulgarien
und die Müdigkeit verschwindet
und das Lachen beginnt
und sie singen ... Kapikule –
mit Lichtern endlich die Grenze.
Ein Zöllner kommt. Sie tun
was er sagt: sie warten.
Sie frieren zwischen ihren

geöffneten Koffern wortlos
bis der Morgen kommt.

III.

Dass hier, im Süden
der Frühling so kalt sein muss –
Nebel zwischen Mauern klamm
bis auf die Haut und tiefer.
Der Winter ist wiedergekommen
mitten im Frühling –
vom Schwarzen Meer herunter
aus dem Schnee Anatoliens
oder aus den Kasernen.
Überall das Metall der Gewehre
alle Fäuste in Taschen vergraben
alle Kragen hochgeschlagen
bis zu den Augen und höher.
Die Sonne ist ins Exil gegangen
hinter die Inseln weiter im Süden
oder bis hinter die Augen der Menschen.

Gespräche mit Irmela

Er hatte sich vorgestellt, dass Irmela und er sich zur Begrüßung umarmen würden – unbefangen, ganz spontan, wie die andern aus dem Schulungskreis es taten; hatte es dann doch nicht über sich gebracht, Irmela hatte auch keine Anstalten gemacht, und nun wusste er nicht mehr, woran er mit ihr war. Auf dem Tisch standen zwei Tassen und die Zuckerdose; er sah Irmela das Zimmer mustern, Waschbecken, Kleiderschrank, Couch; es war ihm auf einmal peinlich, dass er hier wohnte. »Möbliert halt«, sagte er, »hab' noch nichts Besseres gefunden.« – Sie beugte sich über die Couch, zum Bücherbrett; er sagte gleich: »Ach, nichts Besonderes!« – Er hatte wenig Bücher, nichts im Vergleich zu dem, was die anderen hatten: Regale, vollgestopft bis unter die Decke.

»Ah, Wilhelm Reich!« – Irmela griff nach dem Buch, das oben auf der Bücherreihe lag. »Reich liest du?«

»Ja, sicher, für die Schulung. Auch so – für mich. Muss endlich mal Bescheid wissen über die Problematik – Triebstruktur, Bedürfnisse, Zusammenhang von Sexualität und Politik. Find's wichtig für mich. Hast du noch nicht 'mit angefangen?«

Sie schüttelte den Kopf, blätterte ein wenig, legte das Buch wieder zurück. »Das Wasser kocht«, sagte sie, über die Schulter zurück.

Bernd brühte Tee auf; sah Irmela auf der Couch vor dem Bücherbrett knien, ihr dunkles Haar bis halb über die Schultern herab; zögerte, sich zu ihr zu setzen; setzte sich schließlich in den Sessel. Er hörte die Turmuhr: halb neun. Dann standen sie am Fenster, weil Irmela den Ausblick interessant fand; er neben ihr, so dicht, dass er ihr Haar roch; er musste nur den Kopf ein wenig neigen, den Arm um ihre Schulter ... – Was ist dabei? Tu's doch! dachte er – und sah aus dem Fenster auf die Dächer, den Kirchturm, und achtete darauf, dass Irmela und er sich

nicht berührten.

Sie tranken Tee. Sie sprachen über die Gruppe, über Wolfgang vor allem, der die Schulung leitete – mit seinen Theorien hätt' sie ihre Schwierigkeiten, sagte Irmela. – »Schwierigkeiten?« Bernd tat erstaunt. Sie schwieg, zog eine Haarsträhne durch die Finger; er sagte: »Ach, Schwierigkeiten hatt' ich auch. Verstand erst auch nicht alles, aber man kommt dahinter ...« – Sie schüttelte den Kopf, doch er war schon dabei, ihr Wolfgangs Theorien zu erklären: dass die großen Aktionen, Demonstrationen zwar abgeebbt seien, die Revolte aber noch lange nicht vorbei, im Gegenteil, nun war das Stadium der Sammlung gekommen, die Studenten arbeiteten an sich, kritisierten ihr bürgerliches Denken, befreiten ihre Spontaneität, Triebenergien, Sexualität; sie nähmen so die allgemeine Befreiung schon vorweg: die würde kommen, unaufhaltsam, wie ... – wie eine Flut, ein Vulkanausbruch! ... – Bernd hatte sich in Form geredet, die Gedanken, die Vergleiche flogen ihm zu; er hatte gar nicht gewusst, dass er so gut erklären konnte, und bei dem Wort »Vulkanausbruch« schob er, Handflächen nach oben, die Hände in die Höhe, wie er's bei Wolfgang beobachtet hatte, und sah auf Irmela, um die Wirkung zu prüfen. Irmela spielte mit ihrem Haar, betrachtete die Haarspitzen; sie hörte anscheinend gar nicht zu. Er ließ die Hände sinken, hatte den Faden verloren, und in der Stille hörte er die Turmuhr, drei Schläge, viertel vor neun. Nun fiel das Reden ihm gleich schwerer; er musste überlegen, und schließlich wusste er nichts mehr; saß da, in der Dämmerung. Wie einfach hatte er sich diesen Abend mit ihr vorgestellt! Sie hatten in den letzten Tagen viel zusammengesessen, nach Seminaren noch in der Cafeteria, in der Mensa; hatten festgestellt, dass sie, als die Neuen, die Stilleren in der Schulungsgruppe, sich mehr zusammentun müssten – »einmal ausführlicher treffen«, so Irmela. – »Bei mir vielleicht?« hatte Bernd vorgeschlagen, und Angst gehabt:

jetzt sagt sie »nein!« – »Gut, bei dir.« – Das war, nach den Gesprächen, Bernd vorgekommen wie die Zustimmung zu mehr; er war sich, als er gewartet hatte, sicher gewesen; alles hatte er schon vor sich gesehen, hatte genau gewusst, was sagen und tun; jetzt fielen ihm nur die Kerzen wieder ein, die er noch schnell am Nachmittag besorgt hatte; er suchte sie hervor, zündete eine an.

»Hast du das gern so?« fragte Irmela.

»Ja, bei elektrischem Licht find' ich das Zimmer scheußlich.«

»Wie bei Wolfgang«, sagte sie. »Kerzen ...«

Er sah sie über die Flamme hinweg an; wusste nicht gleich, wie sie das mit den Kerzen meinte, und verstand schon: sie ist bei Wolfgang gewesen, das will sie sagen! – »Ja, ja, die Kerzen, stimmt!« sagte er schnell, damit sie nicht merkte, dass er gekränkt war, und redete von Wolfgangs Wohnung, als müsste er ihr zeigen, dass er sich auch auskannte; und von den andern fing er an, von Oles und Hans-Hermanns Wohnung, den Regalen, den Büchern; er schwärmte geradezu davon; sie nickte; er dachte: dort also auch! – und schimpfte wieder auf sein Zimmer, das möbliert vermietet war: die Couch, den Sessel hätte er sonst längst schon hinausgeworfen, und stattdessen Matratzen auf den Boden, und Kissen zum Sitzen! – Die Turmuhr schlug, vier Schläge, und dann neun. – Wenn die Glocke das nächste Mal schlägt, fang' ich an, dachte er.

Es wurde viertel nach neun. Bernd hörte die Glocke und dachte: um halb! – Um halb musste Irmela zur Toilette; Bernd zeigte ihr die Tür, eine halbe Treppe tiefer. Dann ging er selbst. Als er zurückkam, hatte Irmela das Licht angemacht. Sie räumte das Teegeschirr weg.

»Keinen Tee mehr?«

»Nein, lass mal.«

»Sonst was zu trinken? Wein vielleicht?«

»Nein, keinen Wein. Muss ja noch fahren. Aber wenn du

was ohne Alkohol hast ...?»

»Sprudel.«

Er holte die Flasche aus dem Kühlschrank, stellte Gläser auf den Tisch. Die Kerze brannte unter dem elektrischen Licht. Die Uhr schlug dreimal – viertel vor zehn.

Gleich! dachte er, zurückgelehnt im Sessel. Sie zog die Schultern hoch, gähnte. – Langweilig ist ihr, dachte er. Wer weiß, was sie gewohnt war, was sie erlebt hatte mit den anderen, auf den Matratzen auf dem Boden, unter den Wänden voller Bücher, im Kerzenlicht? ... – Sie würde gehen, wenn nichts geschah, das war ihm klar.

Er redete; fing wieder von seinem Zimmer an: nie mehr möbliert! Und dann noch bei diesem Vermieter! »Hab' ich dir schon erzählt, wie der sich aufspielt? Neulich hat der doch von mir verlangt: Nach zehn Uhr keine Besuche! ...«

»Na ja, bis zehn bin ich weg.«

»Nein, nein, so war es nicht gemeint! – Ich mein' nur: ist doch unverschämt, so was zu verlangen! Du müsstest grade länger bleiben, jetzt erst recht!«

»Ich will dir aber keine Schwierigkeiten machen.«

»Machst du nicht. Im Gegenteil! Dem Vermieter müssten wir's mal zeigen!«

»Und wenn er kommt?«

»Abschließen!« – Bernd sprang auf, drehte den Schlüssel um. Sie sah ihn erschrocken an.

»Was machst du? Willst du mich hier einsperrn?«

»Nein, nein! Wieso? Bestimmt nicht!« – Bernd schloss wieder auf.

»Du bist irgendwie komisch«, sagte Irmela. Er spürte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg.

»Meinst du?«

»Ja, finde ich. Sonst warst du ganz anders. Hatt' mich schon richtig gefreut auf heut Abend. – Aber naja, ein andermal ...« – Draußen schlug die Turmuhr, erst vier Schläge, dann zehn.

»Zehn Uhr«, sagte Irmela, »ich glaub', ich werd' jetzt langsam mal gehn.«
»Geh noch nicht.«
»Doch. Spät genug.«
»Bitte geh nicht.«
»Warum denn nicht?«
»Ich ...« sagte Bernd, zögerte, und sagte es dann doch:
»Ich will mit dir schlafen.«
Sie verzog keine Miene.
»Ich mein' doch nur«, sagte er. »Ist doch besser, drüber zu sprechen. Bedürfnisse artikulieren, spontan, weißt du? ...«
»Du bist jetzt der vierte«, sagte Irmela. »Der vierte, der ankommt, in dieser beschissenen Art! – Bedürfnisse artikulieren! – Weißt du, wie ich mir vorkomm'?« rief sie.
»Nein, du weißt 's nicht! Wie auch? – Als wär' ich nur fürs Bett da, und wegen nichts sonst in der Gruppe, so komm' ich mir vor! ...«
Er starrte sie an.
»Zuerst kam Wolfgang an, der zuerst natürlich. Dann der Ole. Dann Hans-Hermann. Jetzt du. – So, jetzt weißt du's – Und ich hatt' mit dir reden wollen, darüber, gerade mit dir! ...«

Aus: Fadenschein, Roman (1988 / 2013)

I.

Die Orgel setzte ein, und alle standen auf. Robert nahm die Kerze aus der Halterung; er musste warten, bis aus den Bänken gegenüber, in weißen Kleidern und mit Kränzen im Haar, die Mädchen in den Mittelgang getreten waren; dann schritt er in der Zweierreihe der Knaben und der Kerzenflammen hinter ihnen her zur Kniebank vor den Stufen des Altars. Der Pfarrer hob die Hostien aus dem Kelch; in schrägen Bahnen durch den Weihrauch fiel das Sonnenlicht durch die hohen Fenster herein; Robert legte den Kopf schräg.

»Dass du nicht aufpassen kannst! Der gute Anzug!« Mutter kratzte am Ärmel herum, auf den Wachs getropft war; Vater regte sich auf, aber mehr über Mutter, weil die sich so aufregte vor allen Leuten auf dem Kirchplatz; und einen zweiten Krach gab es zuhause, als die Festgäste schon an der Tafel Platz genommen hatten: Denn Robert war, nachdem mithilfe von Löschpapier und Bügeleisen die Flecken entfernt worden waren, draußen durchs Gras gekrochen, durch die Prairie, auf der Spur feiger Banditen, die aus dem Hinterhalt mit Steinchen warfen, und kam herein, die Knie grün gefärbt.

Vom ersten Tag an war der Anzug eine Last.

Wenn er den Anzug anhatte, musste er achtgeben, dass er mit der Welt nicht zu sehr in Berührung kam. Matsch auf den Wegen, Öl und Maschinenschmiere, ausgezackte Bleche, frischgestrichene Geländer, Gartenzäune, Aststümpfe, Gestrüpp, Fahrradketten, Fettfinger: alles war nur dazu da, das gute Stück – zu groß, zu weit gekauft, aus dunklem Stoff – zu ruinieren. Robert war jedes Mal erleichtert, wenn ein Sonntag herumgebracht und er den Anzug los war und die Woche vor ihm lag mit ihren Alltagskleidern. Die Welt war wieder weit und frei, und alles

stand ihm offen – außer der Schlosserei, wenn die Maschinen liefen und gearbeitet wurde; und alleine durfte er schon gar nicht in die Werkstatt. Er trug knielange Lederhosen, die einiges aushielten und auf die er nicht zu achten brauchte, und, als die Tage wärmer wurden, kurze. Er lief in Trainingshosen hinaus, in flatterigem Sportzeug. An heißen Sommernachmittagen hatte er nur eine Badehose an.

Er lag auf einem Handtuch neben Heinz Metterlich, Kurt Lämmer und anderen aus seiner Klasse; spürte die Luft auf seiner Haut, die Wolkenschatten. Sie sahen hinüber zu den Mädchen, die auf der Liegewiese ihr eigenes Lager hatten, manchmal herüberblickten und miteinander tuschelten; betrachteten die größeren Mädchen, bei denen mehr zu sehen war, besonders wenn sie aus dem Wasser kamen und die Badeanzüge am Körper klebten, oder wenn sie Bikinis trugen. Das Schwimmbad war der Ort, wo sich der Stoff auf Körpern zurückziehen konnte bis auf die Zonen (eine bei Jungs und Männern, zwei bei Frauen), wo die Sünde anfing, und die den Blicken nicht preisgegeben werden durften. Robert spürte diese Grenze an sich selber auch.

Selbst in der Gemeinschaftskabine zwischen Jungen war es ihm unangenehm, die Unterhose gegen die Badehose auszuwechseln und später wieder Bade- gegen Unterhose. Es dauerte immer viel zu lange, bis er den feuchten Stoff runtergepellt und den trockenen oben hatte. Er band sich ein Handtuch um die Hüften, hielt sich hüpfend auf einem Bein, während andere versuchten, ihn umzustoßen. Einmal drängte er sich mit Heinz und Kurt vor einem in die Rückwand der Gemeinschaftskabine/Frauen geschnitzten Loch.

Im Dämmerlicht der Bretterbude waren Schemen, die sich bewegten.

Heinz und Kurt schoben von beiden Seiten, er wurde weggestoßen, und wie er eben mit Kurt zusammen versuchte, Heinz vom Guckloch zu verdrängen, erblickte er den braungebrannten Kahlkopf des Bademeisters in der Lücke zwischen Bretterwand und Hecke. Der Bademeister brüllte, ließ die Pfeife trillern, die er an einer Schnur um den Hals trug; sie rannten, was sie konnten, an Hecken entlang und über Gras und Decken, Beine, Körbe und Transistorradios hinweg.

Er traute sich nicht mehr ins Schwimmbad.

Er hatte Angst, dass der Bademeister ihn wiedererkannte und es dem Vater sagen würde, der nach Feierabend oft Abkühlung suchte, ans Becken trat, luftholend die breite, behaarte Brust eindrucksvoll vergrößerte, bevor er absprang, sogar kopfüber vom Dreimeterbrett, die Arme ausgebreitet und die Beine akkurat geschlossen in der Luft; während Mutter nie ins Schwimmbad ging, wegen der Krampfadern; sich höchstens mal auf der Obstwiese hinterm Haus sonnte, die Brüste hinter starren geblühten Schalen, weiße Schultern, weiße Arme, blaues Geknäuel in den weißen Beinen.

Robert konnte sich nicht erinnern, die Mutter jemals nackt gesehen zu haben.

Nackte Mädchen oder Frauen fand er in einem Klebebilder-Album, ›Die Kunst der Renaissance‹ – die Madonna mit Kind und Lilie und der einen entblößten Brust; die Venus auf bootgroßer Muschelschale, die nachlässig einen Zipfel ihres langen Haars vor ihre Scham hielt –, oder im ›Buch der Hausheilkunde‹. Aber da waren die von Badesachen gerade noch verhüllten Organe voller Pusteln, eitriger Geschwüre, angeschwollen und gerötet, sogar aufgeschnitten und die Haut zurückgeklappt. Robert blickte – bei aller Neugier – mit Widerwillen und Ekel auf das bloßgelegte Fettgewebe, die erkrankten Muskelstränge, Schwellkörper, Drüsen und Adern. Er hatte den Verdacht, dass die Beulen und Geschwüre Strafen für Sünden

waren, wie sie in den Beichtspiegeln für Kinder, Jugendliche und Erwachsene im Gesangbuch unter dem Begriff »Unkeuschheit« aufgelistet standen. »Nacktkultur« las er in der Liste der Erwachsenen-Sünden, »schamlose Tänze« – Worte, die in seiner Phantasie zu einem Durcheinander-Tanzen nackter Leiber wurden. Bei der Betrachtung der »Kunst der Renaissance« und dem Studium der »Hausheilkunde« zog er sich die Furcht zu, dass von den Körperteilen unter Badehosen, Einteilern und Bikinis, zugleich mit der Sünde, Krankheit drohte. Selbst die Brüste der meergeborenen Venus im billigen Druck der Klebebilder schienen zu kränkeln, waren entzündet und ins Rötliche verschupft wie Nasen in der Kälte. Unzufrieden klappte er das Album zu und schob es in den Wohnzimmerschrank unter die Tischwäsche zurück, wo es gelegen hatte. Er beichtete die Sünde (»Unkeusches gerne angeschaut«), und sonntagmorgens legte Mutter wieder den Anzug für ihn heraus.

Er maulte, sträubte sich, bis Vater ein Machtwort sprach. »Du kommst aus ordentlichem Haus, da gehst du ordentlich angezogen! Und damit basta!«

Die Schultern steif, Hände am Körper, Schritte klein, bewegte er sich durch das Städtchen.

Er stieg den gepflasterten Kirchberg hinauf.

Im Vorraum tunkte er zwei Fingerspitzen ins Weihwasserbecken, tippte an Stirn, Bauch und Schlüsselbeine, beugte im Mittelgang das Knie und schob sich rechts auf der Männerseite in eine Kirchenbank. Sein Blick fiel auf den großen, steinernen Christus auf dem Vorsprung über dem Altar, der auf dem Leib nur ein um die Hüften geschlungenes Tuch trug. Er ging zur Kommunion, und nach dem Segen drängte er sich wieder mit hinaus.

Er saß im Kommunionanzug am Mittagstisch, spazierte vor seinen Eltern her den Panoramaweg über dem Städtchen entlang. Sie wussten nicht, ob sie ihn aufs Gymnasium schicken sollten. Der Lehrer hatte es empfohlen.

»Bei seinen Noten! Melden Sie ihn an, Frau Benrath!«
Vater hatte aus Robert eigentlich einen Schlosser machen wollen, der die Werkstatt weiterführte, die er von seinem Vater – Großvater selig – übernommen hatte, und *der* schon von *seinem* Vater.

Robert wär' Schlosser recht gewesen.

Er sah sich, groß und stark geworden, in Arbeitssachen aus dem Haus treten, er mochte das grobe blaue Leinen, in dem die Schlosser über den Hof in die Werkstatt gingen und hinter den verschmutzten Scheiben an den Werkbänken und Maschinen hantierten. Bei einem Blaumann machte es nichts aus, wenn er schmutzig wurde; er war ja gerade dafür da, dass er sich immer wieder mit Öl durchtränkte, Brandflecken zuzog und Angeln einriss. Erst einmal selbst in solchem Blauzeug, würde Robert endlich auch an Werkzeuge und Maschinen gehen, mit Blechen scheppern, hämmern, schweißen, feilen, das Gebläse einschalten, dass die Glut zu fauchen anfing, und all das machen können, was ihm jetzt verboten war.

Er trug den Kommunionanzug bei Familienfesten zwischen den Anzügen der Onkeln und Nachbarn, die dafür aus den Alltagskleidern in Anzüge gewechselt waren, um sie dann wieder mit dem Alltag zu vertauschen, mit Kitteln, Arbeitsschürzen, Gummistiefeln; oder mit einem Unterhemd und Mehlstaub auf den nackten Armen; mit Baumwollhemden, Overalls; er trug ihn an seinem Geburtstag; an seinem ersten Schultag im Gymnasium. Die Beine schoben sich aus den Hosenröhren, die Unterarme aus den Ärmeln; der Stoff wurde ausgelassen, bedeckte die Gliedmaße nochmals bis zu den Handgelenken, den Schuhen, und zog sich wieder zurück, wie Robert Benrath wuchs.

II.

Er bekam einen neuen Anzug, Karos grau in hellgrau. »Glenschek«, sagte Mutter dazu. Sie hatte den Anzug ausgesucht, in einem schlechtgehenden Geschäft mit kleiner Auswahl, für das in der Schlosserei ein Treppengeländer angefertigt worden war.

»Glenschek« – das Wort behielt er.

»Glenschek« – das waren Beengung, Behinderung, verwarnende Blicke, Herumzupfen, Zurechtweisen, Sitzen mit gerade gehaltenem Kreuz an Kaffeetafeln, Spaziergänge unter den Blicken der Eltern, den Augen des Städtchens.

»Glenschek« war außerdem ein Verarbeitungsfehler, eine Ausbuchtung an der Hosentür, die zuerst Kurt Lämmer auffiel. Bald sahen auch die anderen aus seiner Klasse immer auf seine Hose, feixten, flüsterten und zeigten mit den Fingern. Robert zupfte am Hosenbund, zerrte ihn höher, rückte den Gürtel, schnallte enger, schnallte weiter – immerzu stand diese Falte quer über dem Hosenlatz. Er schob die Hände in die Hosentaschen, um den Stoff zu spannen und die Falte wegzuziehen – und fing sich Verdächtigungen ein.

»Wo du schon wieder die Hände hast!«

Mutter schimpfte, sobald sie ihn mit den Händen in den Hosentaschen zu Gesicht bekam. »Schämst du dich nicht?!«

Robert schämte sich, ob er die Hände in den Taschen hatte oder nicht.

Der Anzug schien nur da zu sein, um ihn zu schikanieren. Robert war nahe daran, ihn in die Tonne neben der Werkstatt zu werfen, in der Alteisen gesammelt wurde, und rostiges Eisen oben drauf! Oder dass er ihn vielleicht mit in den Wald nahm und ihn dort vergrub?

Gerade sonntags, wenn die Jungen und Mädchen durch die Hauptstraße flanierten, vor der Kirche herumstanden,

am Mäuerchen lehnten, lief er Spießruten, bis er den Kirchberg hinauf und durch das Portal in die Kirche gelangt war – oder bis er, zum Ministrieren eingeteilt, endlich in der Sakristei stand.

Er zog die Jacke aus, der Küster reichte den Rock – rot, lila oder schwarz, je nach dem Sonntag –, er schlüpfte hinein und knöpfte vom Kinn hinab bis über die Glencheck-Hose zu. Er warf sich das weiße durchbrochene Hemd über, hängte den schweren Kragen um die Schultern, stellte sich mit den anderen Ministranten vor dem Pfarrer auf.

Der Küster zog am Klingelstrang, es ging hinaus.

Nun bewegte er sich leicht vor aller Augen, stand, kniete, beugte den Rücken unter der segnend gespreizten Hand des steinernen Christus über dem Altar; murmelte die lateinischen Gebete; griff nach der Schelle vor sich auf den Stufen, um sie hochzureißen, sie vor dem Gesicht ein paar Mal scheppernd durchzuschütteln; beugte das Knie, hielt das Tablett mit den Karaffen Wein und Wasser, warf einen Blick hinab ins Kirchenschiff, wo in den Bankreihen auf der einen Seite Jungen und Männer, auf der anderen die Frauen und Mädchen knieten. Er sah Renate Klein, die auch in seine Klasse ging, ihr helles Augenblau im Kirchenlicht; Heinz Metterlich, Kurt Lämmer und die anderen andächtig und aufmerksam. Er war in aller Blick und doch gesichert, solange noch Wandlung war, die Fürbitten geleiert wurden, das Paternoster gesprochen, das Agnus dei; solange noch die Leute seitlich aus den Reihen traten, um zur Kommunion zu gehen; die Orgel noch spielte; der Pfarrer den Segen gab; und auch noch bei den letzten Schritten vor dem Pfarrer her zurück in die Sakristei.

Er zog das Überhemd aus, knöpfte den Rock auf.

Er trödelte herum, bis ihm der Küster Beine machte. Er konnte nie sicher sein, dass sie schon weg waren, wenn er hinaustrat. Manchmal hatte er Glück. Oft aber lehnten sie

an dem Mäuerchen, und er musste an ihnen vorbei, an ihrem Starren auf den Hosenlatz, ihrem Geflüster und Gefeiße.

»Guckt mal, die Hose! 'n Steifen! ...«

Robert fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoss. Er sah aus Augewinkeln Renate Klein die Schultern hochziehen; hörte sie losprusten, auflachen in dem Gelächter und Gejohle, hörte ihr Lachen hinter sich her, den Kirchberg hinab. Er lief davon mit einem pochenden Gefühl von Scham wie in dem Traum, in dem er plötzlich nackt war, auf der Suche nach Kleidern immer weiter durch die Straßen irrte.

Zum nächsten Kirchgang kaum aus dem Haus, bog er in eine Seitengasse ab, schlich durch die rückwärtigen Wiesen und den Obstgarten wieder an die Schlosserei heran. Er machte es sich im Lagerraum in einem Winkel auf Sisalsäcken bequem. Zog Lederstrumpf zwischen den Rohren hervor und las sich aus dem Sonntag und dem Glencheck fort – in Sümpfe, Urwald. Er ruderte auf pflanzenverhangenen Wasserläufen dahin, er glitt auf Seen hinaus, er schwebte, über das Buch hinträumend, mit Renate Klein im Kanu über das Wasser, über hellblauen Augentiefen wellenzitternd unterm Weidenhaar.

Als es Zeit wurde, aus der Kirche heimzukommen, versteckte er das Buch; am Sonntag darauf zog er es wieder heraus. Er war schon ein paar Seiten weit mit Cora, Alice und Renate ins Uferholz nördlich des Mohacs vorgedrungen, als auf einmal die Eisentür des Lagerraums aufsprang, Sonnenlicht hereinfiel und ein Schatten. Vater stand vor ihm. Er packte ihn am Ohr, zog ihn von den Sisalsäcken hoch; trieb ihn hinaus. Zur Kirche begleitete ihn Mutter hin, vorbei an Kurt Lämmer und Heinz Metterlich. Es war unmöglich, die Hände in die Taschen zu stecken und die peinliche Falte wegzuziehen.

Nach der Messe lief er vor ihnen davon. Sie holten ihn ein.

»Zeig doch mal, Robert! Nimm mal die Hände raus! ...«
Er schob die Hände tiefer. Sie zerrten an seinen Armen, Kurt drückte den Fuß auf seinen Oberschenkel; der Taschenrand schnitt schmerzhaft in das Handgelenk. Da riss etwas. Der Stoff gab nach. Die Faust, mitsamt der Hosentasche, flog heraus.

Sie ließen ihn los; erschrocken, lachend wichen sie zurück. Benrath erwischte den dicken Heinz; griff ihn am Haar, der Schmalzlocke, durch die Heinz zigmal am Tag den Kamm zog, und schwenkte ihn; wurde selber gepackt und umgeworfen, übers Pflaster gezogen; spürte Schläge, Tritte. Dann war er auf einmal allein. Er setzte sich auf. Tränen liefen übers Gesicht, Blut tropfte aus der Nase auf die grau in grau karierte Anzugjacke, die aufgefetzte gute Hose. Er riss einen Fetzen ab, knüllte zusammen und presste ihn unter die Nase. So wie Lederstrumpf nach einem Kampf sich Streifen vom Jagdkleid abgerissen haben würde, um eine Wunde zu verbinden und das Blut zu stillen. Er humpelte den Kirchberg hinab.

Die Hose war nicht mehr zu retten.

Robert trug die Jacke weiter, in Kombination mit anderen Hosen, und fühlte sich darin nicht halb so »glenshek« wie zuvor.

Er holte die Faschingsachen vom Dachboden. Mutter nähte die Fransenleisten an die Hosenbeine, sie malte ihm mit ihrem Brauenstift Koteletten und einen Schnurrbart an. Er nahm den Patronengurt und die Pistolen aus dem Karton und schnallte um. Unter einem Hut, von dem ein Fuchsschwanz herabhing, trat er auf die Straße.

Auf den Gehsteigen und vor dem Kriegerdenkmal drängten sich die Leute.

Benrath sah den Zug in der Straße oben, und wie er sich heranschob, Aufbauten, Luftballons, von beiden Seiten aus den Fenstern immer wieder mit Papierschlängen be-

spritzt. Mit Pauke, Schellen und Trompeten rumorte Musik, und setzte aus. Die Turner, Gesichter rot und weiß geschminkt, watschelten in viel zu weiten Hosen und zu großen Schuhen vor einem Rhön-Rad her heran, das durch die Gasse in der Menge rollte, gegrätscht gestreckt kopfüber drehend; sie schlugen Rad, machten Handstand-Überschlag, kletterten aneinander hoch, schnellten sich ab und federten, nach einem Salto-rückwärts, wieder auf die Straße, während Konfetti auf sie niederfiel, Applaus, Helau!-Geschrei.

Den Turnern folgte der geschmückte LKW mit dem Turnvereins-Vorstand auf der Ladefläche, Pappnasen, Bratenröcke, und um die Hälse Luftschlangen. Sie schunkelten und prosteten einander und der Menge zu. Wagen mit Pappmaché-Aufbauten fuhren langsam vorbei, Riesen, die mit Hämmern aufeinander eindreschend Vorkommnisse aus der Lokalpolitik symbolisierten, Burgfräulein hinter Gittern, Ritter, die sie befreiten, Gottvater auf der Wolke, der Drache feuerzügelnd zwischen Felsen. Ellbogen abgespreizt, die Hände auf den Hüften, marschierte die Prinzengarde, kniehohe rote Stiefel und bloße Oberschenkel werfend; bei jedem Stehschritt sah Benrath die weißen Höschen unter den kurzen roten Röcken. Aus einem riesigen Weinkelch warf das Prinzenpaar Handküsse und Bonbons heraus. Dann kam der Elferrat in seinen Schellenkappen, in goldbetressten weißen Westen.

Benrath sah seinen Vater mit der Schellenkappe oben auf dem Wagen, die eine Hand aufs Führerhaus gelegt, die andere zu einem begeisterten Helau! emporgerissen, das er, über ihn hinweg, zu einem Fenster schickte, aus dem ihm zugewunken wurde.

Betrunkene und Kinder gingen auf der Straße mit den Wagen mit, Kussjäger, die nach Frauen haschten, die mit Geschrei und Lachen sich ihrer zu erwehren suchten und

sich dann doch küssen ließen; Clowns, Cowboys, Schornsteinfeger und Matrosen, Herrn mit Monokel und Zylinder, Frauen in Männer-, Männer in Frauenkleidern, Toreros, Katzen, Teufelinnen, Hexen. Alle schrien, wiegten sich im Takt eines Schlagers aus den Lautsprechern und sangen mit.

Der Waldläufer sang auch, er schunkelte an irgendwelchen Armen in dem immer dichteren Gedränge in der kalten dunstigen Luft, aus der Konfetti nieselte. Er lief dem letzten Wagen nach, und plötzlich sah er sie – die blonde Squaw, ein Band um ihre Stirn, das Haar gescheitelt, Zöpfe auf der Brust.

Es waren noch zwei Mädchen bei Renate, Matrosinnen in weiß und roten Ringelhemden. Kurt Lämmer und ein Junge aus einer höheren Klasse, die beide nicht verkleidet waren, liefen hinterher. Robert sah den Fünfen aus der Ferne zu, er folgte ihnen. Dann kam der Zug ein zweites Mal heran und schob sich zwischen sie und ihn, und war ein zweites Mal vorbei. Die Leute gingen auseinander. Über die zertretenen Luftschlangen und das Konfetti auf dem Boden rannten noch eine Weile Kinder hin, Indianerspiele und Verfolgungsjagden. ...

[Über das Schreiben von Romanen] (1997)

(1)

Beim Schreiben dieses Romans hat mich oft die Frage genervt: Wann wirst du endlich damit fertig? Es war die Frage, die ich als Kind stellte, wenn wir eingestiegen und eben losgefahren waren, und einige Kurven weiter fragte ich wieder: Wann sind wir endlich da? Ich war der Fahrer, der das Fahrzeug steuerte, und das Kind, das mit ihm durch diesen Roman fuhr und ungeduldig fragte. Ich wusste keine Antwort. Ich wusste nicht einmal, ob wir jemals ankommen würden.

(2)

Oben schweben schon Bögen im Talausschnitt, und langsam wachsen Pfeiler herunter, Satz um Satz. Sie haften aber nicht und werden wieder eingezogen, die Konstruktion wird in der Luft verschoben, gestaucht, erweitert – so lange umgebaut, bis der Text endlich steht und trägt und es den Anschein hat, als wäre alles von unten aufgemauert worden.

Aus: Fadenschein, Roman (1988 / 2013)

Kapitel XVI.

Jeweils zu Ende eines alten und zu Beginn eines neuen Quartals wurden Benrath und Klemm in die große Standortkleiderkammer außerhalb der Kasernenmauer abkommandiert – »Großkampftage« nannte Hauptfeld Köhler den Einsatz. Das erste Mal war Benrath Anfang April dabei gewesen, als Rekruten eingekleidet wurden; dann Ende Juni zur Ausmusterung von Ausgedienten; Anfang Juli wieder zur Einkleidung; Ende September zur Ausmusterung.

Wenn es an die Ausmusterung ging, wurden in der Halle Tische aufgestellt, hinter denen sich die Zivilangestellten und die zur Unterstützung abkommandierten Soldaten postierten. Die Reservisten trampelten die Treppe herauf, unter Gejohle, Geschrei; sie trugen schon Zivil, viele in Hemden buntbedruckt, lose über die Gürtel; einige hatten Strohhüte auf, mit Bändern; sie schwangen Stöcke, beschlagen mit Plaketten und Abzeichen, die es in der Kantine zu kaufen gab; ihre vollgestopften Seesäcke ließen sie von den Achseln herab auf die Tische krachen; schütteten aus, womit sie sich achtzehn Monate und auch länger herumgeschlagen und herumgetragen hatten – »dannimm! Brauch' den Scheiß nicht mehr! Schenk's euch ...« – und zeigten dazu mit gespreizten Fingern die Tage an, die sie noch in der Kaserne abzureißen hatten, zwei oder drei oder, mit dem in der Zange von zwei Fingern gehaltenen Zeigefinger: e i n e n!

Benrath hob die Schultern, grinste; nannte, auf ihr Drängen, auch s e i n e Tageszahl – das erste Mal waren's etwas über 270 gewesen, dann circa 180 – und erntete Gelächter, das er verlegen lächelnd über sich ergehen ließ. – Klemm antwortete nicht, wenn sie ihn fragten; er sah starr

an den herausfordernd vorgehaltenen Fingern vorbei, begutachtete mürrisch die abzuliefernden Sachen, hakte auf einer Liste ab, sortierte in Kisten weg, stapelte auf den Karren – er konnte ja nicht, wie andere hinter den Tischen, ein Maßband vorweisen, es durch die Luft schlagen oder es in dekorativer Schleife aus der Brusttasche hängen lassen – 90 Zentimeter gleich 90 Tage: sieh her, beim nächsten Abgang im nächsten Quartal bin ich dabei! – konnte ja nicht mal, wie Benrath, eine Tageszahl angeben, und hätt' er's auch gekonnt, ließ er es doch wohlweislich sein. Er wollte nicht auf seine Jahre angesprochen werden – die zwölf Jahre, zu denen er sich verpflichtet hatte – und darauf, dass er dennoch keine Aussicht hatte, mehr zu erreichen als die drei schrägen Streifen eines Hauptgefreiten, die er auf dem Ärmel der Arbeitsjacke trug. Sein Schweigen aber, sein mürrisches Desinteresse reizte die Reservisten; sie witterten in ihm den Zeitsoldaten; sie spotteten, sie neckten ihn, bis ihm der Kragen platzte und er womöglich einem an den Kragen fuhr. Es gab Geschrei, Tumult, und Hauptfeld Köhler lief herbei, den kalten Stumpen im Mund, und legte sich mit den Reservisten an; seine Auftritte aber verschafften Klemm nicht viel Erleichterung; er stand, als Schützling eines Hauptfelds, nachher nur in noch ungünstigerem Licht da. Er sah angestrengt auf die Ausrüstungen hinab, die vor ihm ausgebreitet wurden; er biss die Zähne zusammen, bis der Tag der Ausmusterung vorbei war. (Er entschädigte sich, indem er ausrangierte Sachen, die er für seine Tauschgeschäfte brauchen konnte, beiseiteschaffte – er machte gemeinsame Sache mit einem der Zivilangestellten, einem schon weißhaarigen Witzbold, der das Bein etwas nachzog und den Benrath auch schon in Klemms »Gaststube« gesehen hatte. Es gab dann außerplanmäßige Unimogfahrten, Bewegungen von Material durch die Seitentüre, und ein Seesack, prall gefüllt, stand für einige Zeit in dem schmalen Gang

vor Klemms »Gaststube« in der Kleiderkammer des Barailons.)

Einige Tage nach der Ausmusterung der Reservisten rückten die neuen Rekruten ein. Sie kamen, geführt von ihren Ausbildern, in kleinen Gruppen die Treppe herauf, über den Betonfußboden der Halle heran; abwartend, ein wenig ängstlich; sie lachten verständnislos, wenn die Gehilfen, die demnächst zur Entlassung anstanden, ihnen ihre 90-Zentimeter-Bänder zeigten – »na, willste mal dran riechen? Darfst ruhig mal anfassen!« – und Gelächter, wenn tatsächlich einer danach griff. Die meisten kamen schon mit vorsorglich kurz geschnittenen Haaren, wenige mit Bärten oder mit Haaren bis über die Ohren, bis über den Kragen; wenn Benrath sie herankommen sah, sah er sich selbst, wie er vor einem dreiviertel Jahr oder einem Jahr in die Halle gekommen war, unwillig und nichtsahnend, und wie ihm dann die Uniformstücke nacheinander auf die Arme gestapelt worden waren, die Ausrüstungsgegenstände in den Seesack gestopft – dann war er, schwerbeladen hinter dem lautstarken Unteroffizier Manske hergegangen, an der Kasernenmauer entlang, durch das Tor, quer über den Platz, auf die Unterkunft zu.

Wenn die Rekruten eingekleidet wurden, fühlte Benrath sich unbehaglich, bedrückt, während neben ihm Klemm halbwegs versöhnt schien: als würden ihm seine Jahre leichter zwischen denen, die noch alles vor sich hatten.

Die Rekruten wurden nach Plan durch die Räume dirigiert. Sie nahmen, im Defilee vorbei an den Regalen, den Tischen, den Stapeln, den Kisten, den Materialhaufen ihre Ausrüstungen und ihre Uniformen entgegen; Benrath, Klemm und die andern Gehilfen waren an bestimmten Punkten postiert, um den Rekruten der eine Kampfanzüge, der andere Schuhe, der dritte Koppel auszuhändigen – wie bei einer Feldübung Köche an den aufgereihten Kesseln stehen und den Vorbeirückenden austeilten (je-

dem seinen Schlag) – der eine schöpft Suppe in den Kochgeschirrnopf, der nächste gibt Würstchen dazu, der dritte Brot, der vierte den Apfel zum Nachtisch – Benrath gab Helme aus, herab von den Stapeln; Klemm holte aus einer Kiste Kochgeschirr; ein Dritter warf den Beladenen Kampfjacken über den Arm, während ein Zivilangestellter, am Tisch sitzend, registrierte; ein Vierter gab Spaten – es ging wie am Fließband, füßescharrend über den Beton der Gänge, und Benrath bewegte die Hände, reichte an, reichte an, reichte an – lud ihnen auf, was dazu nötig war, dass sie Soldaten wurden – gerade er: er fühlte sich nicht gut dabei. Nach diesen Tagen war er froh, wenn er zurück war in der Kleiderkammer des Bataillons, am Ausgabetisch oder in seinem Fach im Regal hinter den Stapeln und Schlafsackballen; er lag auf den Decken, die Hand unterm Nacken, und sah auf die Bretter des Fachs über ihm; er drehte sich auf die Seite und suchte sich aus dem Versteck ein Buch heraus. Er las die Geschichte vom »Ende einer Dienstfahrt«, und er freute sich eine Weile an dem Bild des brennenden Jeeps, wenn ihm auch der Tanz der Brandstifter daneben, die gegeneinandergeschlagenen Pfeifen albern vorkamen. Er stellte sich vor, wie er selbst etwas anstellte; wie er die Uniformen aus den Regalfächern riss; wie er die Stapel umwarf; wie er im Mittelgang alles auf einen Haufen warf und anzündete. Er ging zum Dienst, wie immer, und wartete, dass die Tage vergingen. Er hatte sich in der Kantine ein Rollmaßband gekauft, 150 Zentimeter lang, und schnitt davon ab, jeden Tag einen Zentimeter. Zentimeterweise vergingen die Tage ...

Kapitel XXVIII (Auszug)

... Er zog bald dies, bald jenes aus dem Schrank in seinem Zimmer, probierte, kombinierte. Doch schon ein Fähnchen wie das gelbe indische Hemd, dessen Gelb leicht ausgeblasst und Seidenglanz schon matt geworden waren, ließ ihn am Erfolg verzweifeln, wurde ihm desto unwägbarer, je länger er darüber nachsann. Neben dem, was im System des Gleichgewichts zwischen den Gruppen für ihn den Wert des Hemds ausmachte – das indisch individualistisch Weltversunkene, zugleich das Sinnliche und Weltversessene, ein Farbenklang von Weisheit, Kamasutra, weichen Drogen –, schienen auch andere Bezüge auf. China lag in der Himmelsrichtung, in die die Seide wies, und ließ den Vorsitzenden Mao hochleben, mit Faust und Rotem Buch skandierend; Indochina lag dort, Vietnam; und auf Zeitungsfotos von Dschungelkämpfern hatte Benrath ja auch solche overshoulderlangen glatten Hemden sehen können, unter dem flachen, schulterbreiten Deckel aus Reisstroh. Was nützte ihm seine schwarze Lederjacke, wenn schwarze Lederjacken sich nicht nur um die Schultern von Parteiarbeitern und Kommissaren schlossen? Sie sausten auf schweren Motorrädern dahin; lärmten in Kneipen; rückten mit Helm und Gummiknüppel gegen Demonstranten vor; lagen auf Frauenschultern auf Plakaten, die den Betrachter durch den Kontrast von Haut und Leder zum Kauf irgendeiner Ware animieren sollten, oder in Illustrierten, die Körper der darin Posierenden kaum verhüllend; sie trafen sich in öffentlichen Toiletten wie in dem Film des Rosa von Praunheim, den die Studenten einer ›AG Homosexualität‹ abends in einem Hörsaal zeigten und den er sich zusammen mit Bernd und einigen anderen aus der ›Rollenanalyse-Gruppe‹ angesehen hatte. Cord war nicht nur der billige Alltagsstoff für die Kleider von Ausgebeuteten und Unterdrückten, Cord rollte in breiter Bahn aus dem Maschinengestampfe

von Lohnarbeit und Kapital, von Lohn, Preis, Profit von einer großen Trommel ab, in schräger Bahn nach oben, wurde zurechtgeschneidert und -drapiert, drehte sich modisch schick auf Laufstegen oben, überzog Sitzmöbel und französische Betten, oder die Sitze eines eleganten Kabrios mit aufgeklapptem Verdeck. Eine Baskenmütze wie die seine konnte auf ganz verschiedenen Köpfen sitzen – auf denen der Spanienkämpfer und auf denen der Falangisten, dem Kopf Che Guevaras, auf Rudi Dutschkes Kopf, der sich, von den Kugeln des Attentäters endlich erholt, wieder auf dem Bildschirm und auf Zeitungsfotos zeigte; und auf dem Kopf des alten Pfarrers, der im ersten Krieg verschüttet worden war und davon jetzt noch zitterte, nach allen Seiten nickte, wenn er zuhause im Städtchen durch die Straßen schritt. Es hätte umfangreicher Datensammlungen, historischer Vergleiche, Erhebungen, statistischer Berechnungen, Thesen, Theorien, immer erneuter und vertiefter Forschungen bedurft, um in dieses unsichere Gebiet, in all dies wirklich oder scheinbar Beliebige, Zufällige, Verworrene und Widersprüchliche, das Benrath, wenn überhaupt, vorerst nur intuitiv erfasste, Struktur zu bringen und daraus ein System zu machen, wie der Professor Leip, der Theoretiker der Revolutionen, im Dreischritt These, Antithese und Synthese, die Revolutionen selbst in ein System zwang – eine ›Soziologie der Revolutionärsbekleidung‹ mit Teil I, Teil II und noch Teil III vielleicht, die Benrath wissenschaftlich festen Boden unter die Füße und Kriterien an die Hand gegeben hätte, um seine äußere Erscheinung im Widerspiel der Gruppenkräfte exakt, bis auf sozusagen zwei drei Stellen hinter dem Komma, auszurichten, abzustimmen. Er hätte aber in dem hektischen Getriebe mit Terminen, Treffen und Versammlungen einen Koffer mit Garderobe mit sich führen müssen, um sich für jeden Wechsel rasch umkleiden und alle Situationen mit immer neuer Mimikry aus-

balancieren zu können. Oder eine Universal-Garnitur haben, in der von allen etwas war und etwas gegen alle – und wäre damit wahrscheinlich den Erfordernissen auch nicht gerecht geworden.

Am Sonntagabend warteten Bernd und Siglinde vor einem Studentenheim auf ihn.

Sie stiegen in den Keller hinab, gingen im trüben Licht von drahtgeschützten Deckenleuchten durch einen Flur und blieben vor einer Stahltür stehen. Bernd drückte die Klinke und zog auf. Dampf und Stimmen drangen aus der verschwommenen Helle, in der die Hennarote aus der ›AG Rollanalyse‹ stand und sie ansah, vieräugig, blau und dunkelbraun, mit Augen und mit Brustwarzen zugleich. Sie trug nur ihre Jeans, und die Gürtelschnalle war auch schon gelöst. Hinter ihr bückte sich die mit dem Bubikopf nach ihren Sandaletten, vom ausrasierten Nacken über Schulterblätter, Hüften, Hinterbacken, Schenkel, Waden bis zu den Fersen war sie nackt. Wolfgang, ein Handtuch über seiner Schulter, kratzte sich unterm Hoden. Das Organ lag auf seiner Hand; es sah aus, als wüsste er nicht recht, wo er diese unterm Schamhaar hervorgeholte Handvoll Drüsen, Schwellkörper, Haut und Geäder hintun sollte.

Bernd hatte angefangen, die Frauen und Genossen zur Begrüßung zu umarmen; im Mantel drang er bis in den Duschaum vor. Siglinde tappte mit der Brille in der Hand zu einer Sitzbank, Benrath folgte ihr durch das Gedränge der nackten und halbnackten Körper in dem engen Raum.

Er stellte seine Tasche neben ihre Tasche auf die Holzbank und sah zu einem Kleiderhaken dicht vor seinen Augen auf. Inge Kabel kam ihm in den Sinn, und er versuchte, sie aus den Gedanken zu verdrängen, die schwarzumtuschtem wasserhellen Blicke vorwurfsvoll, ihr vor keuscher Partei-Begeisterung oder vor Empörung über

den Abweichler Arthur gerötetes Gesicht. Siglindes Pulli lag vor ihm auf der Bank, sie hängte ihr Hemd an den Haken neben seinem Haken; unter ihrem Hemdchen, sah er, trug sie nichts. Ihr Oberarm war dünn; die Haut etwas gerötet, wie vor Kälte; wie die Haut der Venus in der ›Kunst der Renaissance‹ vor Jahren, die anzusehen unanständig und eine Sünde war, die er gebeichtet hatte.

Er bemühte sich, nicht zu Siglinde hinzusehen. Er zog die Lederjacke aus und hängte sie an den Kleiderhaken, er nahm die Baskenmütze ab und hängte sie dazu.

Mit den Fußspitzen die Absätze niederhaltend stieg Bernd aus den Schuhen. Er ließ die Hose fallen; streifte die Unterhose ab, wobei er, mit zwei Griffen, auch die Socken mitnahm.

Benrath zog den Pullover über den Kopf. Aus Augenwinkeln sah er Siglinde den Slip ausziehen, er sah die stumpfe Rundung ihres Po, als sie sich nach dem Höschen bückte.

Er knöpfte das karierte Baumwollhemd auf, knöpfte die Hose auf und stieg heraus, zögerte wieder, geizte mit Unterhemd und Unterhose, damit er immer noch etwas anbehielt, das er noch ausziehen konnte. Erst zuletzt, als keiner mehr um ihn herum etwas anhatte, auch Uli und eine der beiden Erstsemester-Frauen nicht mehr, die nach ihnen noch hereingekommen waren, zog er die Unterhose aus.

Bernd und Siglinde waren in den Dushraum geschlappt, ihre Stimmen drangen mit dem Wasserbrausen aus dem Dampf.

Benrath nahm das Handtuch mit; er trug es so, dass es wie zufällig sein Geschlecht verdeckte. Er wusste ja nicht, wie es auf Situationen wie die reagierte, in die er sich hinein bewegte, ob es nicht aufschwellen würde oder sich ganz verkriechen, und ob die anderen ihm vielleicht nicht doch

ansehen konnten, dass er noch nie mit einer Frau geschlechtlich verkehrt hatte. Er kam sich schrecklich nackt vor zwischen den Frauen und Genossen der ›Rollenanalyse‹-Gruppe, die alle doch auch nackt waren.

Er kauerte im Dämmerlicht auf einem Holzrost in der Hitze, die sich mit jedem Aufguss, schwallweise, verstärkte. Schweiß lief ihm über den Rücken, tropfte aus seinen Achseln. Am liebsten wäre er in diesem holzvertäfelten Verschlag hocken geblieben, bis alle daraus verschwunden waren und es auch draußen ruhig geworden war. Die Hitze trieb ihn hinaus, den andern hinterher.

Siglinde wand sich unter der Brause, Bernd tauchte in einem Bottich unter, Benrath gab sich Mühe, alles genau so zu machen wie die beiden und die anderen, duschte, stieg in den Bottich, bis über den Kopf ins eiskalte Wasser hinab. Er trabte durch die kahlen niederen Kellerräume – neben Wolfgang hinter Bernd her, der wiederum Siglinde und der mit dem Bubikopf hinterher trabte, dem Muskelspiel der nassen Hintern, die rosig waren von der Kälte des Wassers oder von der Hitze im Dampfraum oder von beidem, von Abdrücken der Holzrostfugen quergestreift.

Alle liefen herum, als spielte Nacktheit für sie keine Rolle oder als wären sie nicht nackt. Sie unterhielten sich und lachten, saßen im Umkleideraum unter den Büscheln ihrer Kleider. Das Knie in der Achselhöhle untersuchte Wolfgang seine Zehen, zuerst den einen Fuß, dann den andern. Vielleicht auch hatten sie vereinbart, dass es keine Rolle spielen sollte, nackt zu sein, und es handelte sich um eine Art Versuchsanordnung im Programm der ›Arbeitsgruppe Rollenanalyse‹, der Revolutionierung der Persönlichkeit, der sexuellen Revolution; *nackt* war die Tracht der Gruppe in der Sauna, wie *nackt* beim Militär die vorgeschriebene Uniform für Duschen oder eine Gruppenuntersuchung gewesen war. Obwohl bei Untersuchungen meistens die Unterhose anbehalten werden konnte und der Arzt mit seinem Zeigefinger nur den Hosengummi ein

wenig vom Körper weggezogen hatte, um hineinzusehen.
»Nun husten Sie mal kräftig! Kräftig! hab' ich gesagt!«
Dann zogen sie sich wieder an, und mit jedem Kleidungsstück mehr auf dem Körper verlor sich Benraths Unsicherheit und Angst; Erleichterung wie nach einer bestandenen Prüfung erfüllte ihn.

Er stand in der zweiten Reihe vor der Theke des ›Come Inn‹, einer Kneipe nicht weit von dem Studentenheim mit dem Saunakeller, in der er noch nie gewesen war; und versuchte immer wieder, sich in dem Lärm der Stimmen und der Musik mit Bernd, Siglinde und der Hennaroten zu unterhalten. Siglinde fragte etwas, anscheinend hatte sie schon mal gefragt, und wiederholte ihre Frage. Sie wollte wissen, wie ihm der Sauna-Abend gefallen hatte.

»Und nächsten Sonntag? Du kommst doch wieder mit?«

»Sonntag? Ja. Doch. Bestimmt.«

...

Aus: Hinter den Bildern. Gedichte (2000)

WAS ICH ERSTREBTE war
groß werden klein bleiben
Zoodirektor werden
Lokomotivführer
Entdeckungsreisender
eine Frau haben allein sein
Kinder keine Kinder
endlich Ruhe um das Buch zu lesen
wegfahren ins Blaue hinein
und nie mehr zurück
die Eiger-Nordwand ersteigen
einen der zackigen
Grate in den Dolomiten
einen drahtseilversicherten
Gipfel im Karwendel
noch einmal überhaupt
die Berge sehen

MEIN VATER KANN GUT MIT HUNDEN

Ein Pfiff, ein Wort, und sie kuschen
lassen sich streicheln, schweifwedelnd
selbst die Knurrigsten trotten ihm nach
Ich habe Angst vor Hunden

Meine Mutter kann gut mit dem Herrgott
Kreuzzeichen, Gebet, und schon spitzt er
die Ohren, lässt mit sich reden, ist lieb
im Haus auf der Straße zur Hand und bei Fuß
Ich habe Angst vor dem Herrgott

Ich bin einmal gebissen worden
als ich noch klein war

Hinterhof

Am Grunde des Schachts
zwischen den Häusern
ist es still, und es reicht
die Sonne nicht hin

Ziergewächs, Steine
dämmerungsgrün
Ein Brunnen vielleicht
wir sitzen darin

und der Froschkönig hockt
oben am Dächerrand
Krone aus Licht

Wenn du mich küsst jetzt
verwandelt sich alles –
wie?
weiß ich nicht

Der Student Hölderlin

Über den Stufen der Dächer
bis wo herein aus Frankreich herüber
dringen die Stimmen –

tappt er im Schlafsaal auf und ab
der Unruhe einen Rhythmus zu finden
die Worte die Steine zum Tanzen zu bringen
vierfüßig, auf Trochäen *los* –
und die trunkenen Geister schwinden
zu den Sternen
frei und groß

Doch unten
wo an den Mauern vorbei
die träge Fluth der Zeit
der Neckar fließt
steht schon
sein Turm

Dort wird er wohnen
wenn er zurückkehrt
wundgestoßen ein Narr
Er wird am Fenster stehn
und deklamieren
ins Blaue hinaus
unerhört
über dem Fluss

Jahreszeiten einer Synagoge 1

Zwischen den weißen
Dächern im Tal
das quadratische Brandmal
schwarze Kontur
wo die Kuppel aufsaß

Kindergeschrei
die Hänge herab
Abendgeläut
und das Knirschen von Sohlen

Auf geschnürten
Bündeln Angst saßen sie
horchten ins Dunkel hinaus
atmeten noch
unter dem Schnee

Jahreszeiten einer Synagoge 3

Wohin wir die Wagnvoll Äpfel schafften
im Chorraum stampfen die Pressen
klirren die Körbe klatschen die Schürzen
kollern die Äpfel von der Empore verschwinden
in Schächten zerstückelt auf Tücher gebreitet
auf Platten verteilt unter den Pressen
gestapelt gequetscht und der Saft läuft herab
läuft durch die Schläuche in Fässer in Flaschen
ein Singen von Glas und ein süßer Geschmack
im gekachelten Raum in der Luft auf der Zunge
Zeug das am Kinn klebt und klebt im Gedächtnis
und ist mit den Jahren auf einmal bitter geworden

Gedenkblatt 4
(Zeche Grimberg 3/4)

Grubenfahrt Lehrerfortbildung untertage
das Seminar auf Exkursion

Glück auf!

im immer von überall her Überheizten
Schrämwalze Vortriebsmaschine Versatz
und Schlammregen am Blindschacht
(der wurde grade ausgeblasen)
Bandfahren unterm Gestein her das Huschen
des Lichts mit uns mit im Rollengemurmel
Schrämwalze Vortriebsmaschine Versatz
Endstation Frösteln im Wetterzug
Korb und die Ausfahrt mit Dreck und Speck
in der Kaue Geschichten zur Erbswurst
die Zähne in schwarzen Gesichtern

Glück auf!

während im Streb zwischen Rinne und Kohlenwand
Schrämwalze Vortriebsmaschine Versatz
ein Bergmechaniker aus dem letzten Entlaßjahr
(wir kannten ihn alle) unter den Ausbruch kam
aber das wussten wir nicht in der Kaue
als wir auf unsere Rückkehr ans Licht über Tage
den Bergmannsschnaps tranken Zum Wohl! und
Glück auf!

Gedenkblatt 5
(Zeche Grimberg 3/4)

Dass mal an seinem Grab
der Ministerpräsident und ein Bundes-Minister
der türkische Botschafter (für die türkischen Toten)
der Boss der Gewerkschaft und der Chef des Konzerns –
hätte sich keiner träumen lassen
am wenigsten er selber, wenn er in Arbeitskleidung
mit den andern in den U-Raum gestieft kam
und den Helm auf den Tisch krachte, neben die Hefte –
wär' ihm auch nicht die Ehre wert gewesen
mit seinen zwanzig Jahren dieses Ende
in Blitz und Hitze einer Feuerbö
aus der es kein Entkommen gab
die ihn zu Boden warf, ihm den Atem verbrannte
(aus der doch einer kroch und Alarm schlug) –
nicht dieses Ende und nicht, was dem folgte
die Trupps mit dem Atemgerät, hastiges Ein- und Ausfahren
das Fragen und das Schweigen vor dem Tor
verriegelte Türen, vermauerte Strecken
Stickstoff für Schwelbrände und für Gerüchte
das Oberbergamt und die Presse, Staatsanwaltschaft
die Reden von Ministerpräsident, Minister, Botschafter,
Boss und Chef
und das messingne Scheppern der Bläserkapelle
aus den Lautsprechern vor der Halle
wo wir im Nieselregen standen
überflüssig und betreten

In Istanbul

Das Nadelöhr der Gassen
steinern
mit dem auf verhorntem
Daumen zusammengezwirbelten
Zwirnresten des Jahrtausends darin

Durchlass der Zeit
durch den das Geschrei rinnt
zwischen zwei Fingern
ein Teeglas
der Balken der Waage

ein Torbogen
über der Beuge der Rücken
unter den Lasten
über das Pflaster
in den Bazar

DIE STRASSE STEIGT AN
in der Sonne, die glänzt
auf den Schienen
im goldenem Dunst
lag die Stadt auf den Hügeln
unter dem Rauch in der Kälte
Scharren von Füßen
die Schreie der Händler
über den Wellen
in Körben das Silber
das Blut auf den Waagen die Messer
ein großer Fisch, der nach Wasser schnappt
gegen die Steine gelehnt
sah ich hinab, ich wusste
ich werde nicht bleiben

Am Straßenrand

Was hinter den Reifen zurückbleibt
und kein Rettungswagen abtransportiert
aus dem von Blaulicht bestrichenen Bereich
gedrosselten Fahrens, wenn er losfährt
schwerfällig schwankend vom Rand
mit hantierenden Schemen hinter dem Milchglas
dem Martinshorn plötzlich (oder auch still
mit der Fracht unter Planen ins Innere geschoben)
bleibt liegen am Rand, bis die Straßenreinigung kommt
und es mitnimmt, oder bis es vergessen im Graben
in Mägen sich auflöst, im Erdreich verschwindet

ein Häher, der knapp vor der Scheibe vorbei
kreisend die Farbfedern fächernd
in den Gegenverkehr flog, oder die Küken in Reihe
hinter der Ente her auf ihrem Weg zum Teich
und die Ente am Straßenrand lockte und klagte
schlug mit den Flügeln, bis alle meine
nur Flaumfedern waren, Spuren von Blut
auf dem Asphalt, über den hin, aneinander vorbei
rauschten die Räder, bis auch die letzte
Feder, die lose im Fahrtwind sich stellte
festklebte in dem, was noch übrig war

Amsel, Drossel, Fink und Star
Schmetterling Schmetterling, Maikäfer flieg was du kannst
Fuchs, den ein Jäger holte ohne Schießgewehr
oder der Froschkönig (Breitmaul mit Doppelkinn
aufgestützt auf kurzen Armen), dem der Kuss einer
Unschuld auf Rädern, statt ihn zum Prinzen zu machen
nur die Gedärme ausdrückte, und Reifen um Reifen
hämmernd ihn flach, einen Fladen, der trocknet
und schwarz wird wie das, was von dem Eichhorn
oder den Igel, den Siegern im Wettlauf

gegen den Hasen, der auch auf der Strecke blieb, blieb

seltene Tiere, sonst nicht zu sehen
wie aus dem Artenbestimmungsbuch für den Sammler
für den Liebhaber längs der Fahrbahn verstreut
für den Dichter, der nach Fundstücken sucht
für die letzte Strophe seines Gedichts –
Dachs, Merlin, Blindschleiche, Salamander
ein Waldkauz, die Augen durchkrochen von Würmern
ein Schröter mit vollständig erhaltenem Geweih
der Leib eines Schwärmers mit Totenkopf-Zeichnung
oder ein Schachbrett, ein Flügel Apollos, ein Einhorn
die Skulptur eines Käfers ganz aus grünem Gold

Kurzprosa 2017-2019 (Auswahl)

Zinnkraut

Die weißen Flocken des Wollgrases zeigten Sumpfboden an, in dem Sumpf wuchs Zinnkraut, ein Rasen Schachtelhalme bedeckte das flache Wasser eines Bachs. Ich leb' im Ruhrgebiet (wenn ich nicht grade in den Bergen Urlaub mache und stundenlang durch Regen patsche), ich hatte mich als Lehrer für Lehrlinge im Bergbau mit Kohlengeologie beschäftigen müssen, und so blieben die Gedanken an diesen Schachtelhalmen hängen, die sich im Weitergehen hinter mir baumgroß auswuchsen, Urwälder wurden, die im flachen Wasser standen, faulten, dauerten, bis dann auf einmal das Meer hereinbrach und alles überflutete. Von Sand und Steinen zugeschüttet, in die Tiefe gedrückt, zu Kohlenflözen zusammengepresst und verbacken, schließlich losgebrochen und heraufbefördert, hatten die Schachtelhalme das Ruhrgebiet ja überhaupt erst einmal hochgebracht! Die Zechen sind verschwunden; über Tage erinnert wenig an die aufgegebenen eingestürzten Strebe und Strecken unter den Füßen (es überlief sie immer noch, erzählte mir eine Frau, Einkaufsbekanntschaft, auf dem Parkplatz eines Supermarkts: »genau hier, einen dreiviertel Kilometer tiefer, befindet sich der Streb, in dem mein Vater mit den vielen anderen zuletzt gesehen worden ist, vor fünfzig Jahren! ...«); und mit den Schmeldeöfen, Stahl- und Hüttenwerken geht es auch bergab. Es ging ein ganzes Stück bergab, und nach dem Abstieg kam eine Gegensteigung, in nassen Stiefeln und dem feuchten Goretex-Überzeug ging es immer weiter durch den Regen, bergauf bergab versanken die Schachtelhalme in der grauen Nässe.

Heumahd

Zu »Heimat« fiel mir »Heumahd« ein, ich wusste zuerst nicht, ob es das Wort überhaupt gibt, Heu wird ja nicht gemäht, sondern was geschnitten wurde, war das Gras, zum Trocknen lag es auf der gemähten Wiese, wurde manchmal hochgeworfen, ausgeschüttelt, umgewendet ... – »alte Bez. für: Juli« las ich im Rechtschreib-Duden, und in dieser Bedeutung passte »Heumahd« auch. Es war heiß, die Männer schwitzten in ihren Unterhemden draußen in der Sonne, die Frauen fegten mit uhrwerkshaften Pendelbewegungen der Rechenstiele das Heu zu Reihen. Zu matt, um noch herumzulaufen und weiter Fangen zu spielen, saß ich mit meinen Cousins im Schatten am Rand, wo auch die Wasserflaschen und die Brotzeit lagen, und sah zu, wie die Kühe den Leiterwagen an den Reihen entlang zogen. Die Männer spießten das Heu auf Gabeln, es wurde hochgehoben und oben in Empfang genommen und verteilt, immer höher hinauf, und als wieder eine Fuhre aufgeladen und mit Baum und Stricken befestigt war, durften wir aufsteigen, hinaufklettern. Im Heuge- ruch, aus einer Kuhle, sah ich die Wolken ziehen, Zweige, Äste strichen über uns hinweg, Blätter verdeckten manchmal den Himmel. Im Hohlweg hörte ich die Hufe der Kühe, und wie die Eisenbereifung über die Steine rutschte und sprang, Großvaters Peitsche, sein »Ohaaa!« und »Brrr!«, die Rufe meines Onkels, der die Handleierbremse bediente, sie schrillte, der Wagen schwankte, warf mich in unserer Kuhle hin und her, ich hatte plötzlich ein Gefühl im Magen wie Jahre später, als es den Hof schon nicht mehr gab, der Betrieb längst aufgegeben worden war und ich als Austauschschüler auf der Überfahrt nach Dover es gerade noch an die Reling schaffte. Der Wagen fuhr im Bogen auf den Hof und stand, wir wurden rückwärts unter das Gebälk der Scheune geschoben. Auf wackligen Beinen stieg ich auf den Heuboden aus, aus der Heumahd auf feste Bretter.

Waldstück

Hohensyburg

Laub rauschte, Äste rieben aneinander, unablässig verzerrten und verschoben sich die Stücke Blau zwischen den Stämmen, im Grün. Ich versuchte, in dem Hell-Dunkel und Flimmern von Farben eine Struktur zu erkennen, herauszufinden, worin der Eindruck bestand, den dieses Stück Wald auf mich machte. Der Wald war doch auch hier nichts weiter als braunes, abgefallenes Laub am Boden, ein Flaum von Unterholz, Gras und Farn mit herabgefallenen Ästen, umgestürzten Bäumen darin – sonnenbeschienen, von Schatten überhuscht standen die rauen gewundenen Stämme der Eichen, die glatteren der Buchen nebeneinander, hell vor dem dunkleren Hintergrund, und gabelten hoch oben ihre Fuder Laub, deren Lücken der Himmel ausfüllte.

Es waren eigentlich zwei Kuppeln, zwei Schalen ineinander gestülpt – blau und kompakt die Äußere, grün, durchlöchert und bewegt die innere. Ihre Zenite befanden sich genau über mir. Ich drehte mich langsam, die Kuppelwände senkten und bogen sich zusammen nieder, Sonnenlicht drang durch die Bäume. Auf dieser Seite erschienen die Stämme schwarz in ihren eigenen Schatten, während das Laub der Kronen und die wenigen Blätter dicht an den Stämmen im Gegenlicht glühten.

Aber auch das erklärte es nicht.

Mehr als ein Waldstück

Die Bittermark

Unter »Die Bittermark« versteht man ein für Dortmunder Verhältnisse großes Waldgebiet im Winkel zwischen B 54 und A 45 – tatsächlich ist es das größte zusammenhängende Waldgebiet der Stadt. In seiner Mitte befindet sich eine Lichtung und an deren oberem Rand ein Denkmal: ein mehrere Meter hoher Sarkophag aus Beton. Davor ragt die Skulptur eines gefesselten, ausgezehnten Häftlings auf, der Mund anklagend geöffnet. In den letzten Kriegstagen wurden hier von der Gestapo über 200 politische Gegner ermordet, Fremdarbeiter, Kriegsgefangene. Figurenreiche Friese auf beiden Seiten des Sarkophags erinnern daran. Ein Glücksort?

Auf der weitläufigen Wiese vor dem Denkmal picknicken Familien, je nach der Jahreszeit lassen hier Kinder und Erwachsene Wurfscheiben segeln, spielen Federball, werfen mit Schneebällen. Auf den Hauptwegen zu beiden Seiten der Lichtung schnaufen Jogger beiderlei Geschlechts bergauf, traben locker bergab.

Seitenwege und Pfade führen tiefer in den Wald. Meist ist man hier allein. In der Abgeschlossenheit lassen sich mit etwas Glück Füchse, Marder, Rehe, Habichte beobachten – allerlei in einer Stadt wie Dortmund eher nicht vermutetes Getier.

Einmal vor Jahren im Herbst joggte ich in der Abenddämmerung durch den Wald abwärts und sah vor mir auf dem Pfad ein Rudel Mufflons. Statt gefälligst auszuweichen, blieben sie stehen. Ein Widder kam mir sogar entgegen. Ich stutzte. Begriff der Kerl denn nicht, dass hier ein Mensch gejoggt kam und er als Tier – zwar größer, breiter als zum Beispiel ein Schäferhund, aber doch Pflanzenfresser, wenn auch gehört! – mir auszuweichen hatte? Er tat noch einmal einige Schritte auf mich zu. Ich zog es vor, im Bogen um die Herde herumzulaufen.

Aus: Autobahn mit Raubvögeln. Erzählungen
(2020)

Über den Widerspruch

In der Werkstatt waren ein Geselle und der Lehrling dabei, den Sarg herzurichten.

»Gleich fertig«, sagte der Geselle.

Jörg lehnte sich an eine Hobelbank, verdrossen, weil er wieder rausgerissen worden war. Gerade hatte er angefangen gehabt, sich in den Text einzulesen, und als er nach dem Bleistift griff, um einen Satz zu unterstreichen, hatte er unterm Fenster seinen Vater rufen gehört.

»Jörg! Komm mal runter! Brauch' dich!«

Er war versucht gewesen, nicht zu reagieren. Er hatte gedacht, sich zuhause in Ruhe hinsetzen, sich in die Theorie vertiefen, aufarbeiten zu können, was in den Tumulten und politischen Aktionen des Semesters immer unterging. Nun war er schon zwei Tage hier, und noch zu nichts gekommen.

»Musst mit dem Lieferwagen raus! Die andern hab'n zu tun!«

»Ich komme.«

Der Sargboden und der Deckel waren nebeneinander aufgebockt, der Deckel mit der Öffnung nach unten. Der Lehrling nagelte Palmwedel aus goldschimmerndem Plastik auf die schrägen, dunkel lackierten Längsseiten, erst auf die eine, dann auf die andere; der Geselle schraubte die Griffe an das Unterteil. Im Innern war das rohe Holz zu sehen, helle Fichtenbretter.

»Wer ist denn gestorben?« fragte Jörg.

Er wusste es natürlich, die Eltern hatten darüber gesprochen, er fragte eigentlich nur, um nicht länger wortlos danebenzulehnen.

»Na, der Arnold! ...«

Der Geselle sah ihn mit einem Ausdruck von Befremden an.

»Ach so, ja. Stimmt!«

»Muss schwer gelegen haben«, sagte der Geselle. »Hab' ihn lange nicht gesehen.«

Arnolds hatten in der Nähe einen Kramladen betrieben. Mit kleinen Schritten, vielen Verschnaufpausen, war der Mann am Arm seiner Frau unter den Fenstern des Wohnhauses und der Schreinerei vorbeigeschlurcht, ein Stück die Straße hinunter, und zurück. Das war Jahre her. Jörg hatte Abitur gemacht, war eingezogen worden, hatte mit dem Studium begonnen; und erst als er die Eltern über den Nachbarn sprechen hörte, hatte er sich erinnert, dass es ihn gab. Beziehungsweise gegeben hatte. Frau Arnold war in die Schreinerei gekommen, war bei Vater im Büro gesessen, dann mit ihm ins Sarglager gegangen, um den Sarg auszusuchen.

Der Geselle bohrte die Löcher für die Handschrauben in den Rand des Deckels. Den einen Palmwedel vor Augen, fing er zu schimpfen an. Er hob die Hand, der Lehrling zog den Kopf ein, der Geselle lachte. Er ließ den Jungen Beize holen; überpinselte die Stelle, wo der Hammer die Lackierung getroffen hatte.

»Passt 'n bisschen auf, muss noch trocknen!« sagte er zu Jörg.

Der Lehrling brachte Hobelspäne, der Geselle verteilte sie im Kasten, die beiden legten das Innere mit weißem Krepp aus, der Geselle tackerte fest. Er warf das Kissen und die Zellophan-verpackte Decke in den Kasten. Jörg und der Lehrling trugen erst das Unterteil, dann den Deckel zum Lieferwagen, legten sie auf die Querhölzer auf der Ladefläche und stiegen ein.

Im Auto drehte Jörg sich erst mal eine.

»Du auch?« fragte er.

»Ich rauch' nicht«, sagte der Lehrling.

Jörg gab sich Feuer, ließ den Motor an und fuhr.

Er dachte an die Broschüre in seinem Zimmer, im Augenwinkel nahm er den Lehrling wahr, und auf einmal hatte er das Verlangen, mit ihm als einem aus der Arbeiterklasse, um die es ja ging, auf die alles ankam, darüber zu reden. Der Lehrling blickte aus dem Seitenfenster, er drehte sich nach jemandem um. Jörg nahm noch einen Zug, und warf die Kippe hinaus.

Er parkte den Wagen an der oberen Friedhofspforte.

Sie hoben das Unterteil von der Ladefläche und trugen es hinein. Jörg ging voraus, der Lehrling hinten am Kasten – ein Stück den Kiesweg entlang, dann die Stufen hinauf.

Die kleine, nach dem Friedhof hin offene Halle roch nach Beerdigung, wenn auch nicht so durchdringend wie während einer Aussegnung, wenn sich in dem jetzt leeren, kahlen Raum die schwarzen Anzüge, die dunklen Mäntel und Kostüme drängten, der Weihrauch dampfte, Blumen und Kränze einen Sarg umhäuften und zusammen mit dem Parfüm der Trauernden ihren Duft verbreiteten, während von der Friedhofskapelle herein gellend die Glocke schallte. Jörg hatte hier die beiden Großväter, einen Onkel, andere aufgebahrt gesehen, und mit der Erinnerung an ihre wie schlafenden Gesichter und die rosenkranzumwundenen Finger wie aus Wachs durchlief ihn ein ehrfürchtiges Schaudern. Er hörte ein Geräusch, in Richtung einer ein wenig aufstehenden Tür rief er, vorsichtig fragend: »Hallo? ...« – Und nochmal, lauter: »Hallo! ...«

Die Tür wurde aufgestoßen, der Totengräber trat heraus. Die Hosen steckten in den Schäften von Gummistiefeln, der Stoff war bis über die Knie herauf mit Erde verschmiert.

»Ah! Da ist ja der Sarg!«

Er kaute, schluckte was hinunter, wischte sich mit dem Ärmel über den Mund. Mit einer Kopfbewegung wies er auf das dunkle Mattglas gegenüber.

»Da hinein! Der Arnold ist schon da! ...«

Er sprach laut, unbekümmert wie in einer Unterhaltung auf der Straße, bewegte hektisch die Arme, wie Jörg es an ihm kannte, seit er denken konnte oder vielmehr, seit ihm mal jemand gesagt hatte: »Dies ist der Totengräber!«, und ihn jedesmal ein Gefühl respektvollen Grausens überlief, wenn er ihm wo begegnete, ihn auf dem Friedhof umher-eilen sah; er stiefelte an Jörg vorbei und schob das Matt-glas ein Stück zur Seite.

Zu Jörgs Erleichterung war in dem engen, mit einem schwarzen Vorhang abgeteilten Raum, den er betrat, nichts, kein Toter zu sehen, nur ein Podest stand da, auf das er und der Lehrling das Sargunterteil absetzten. Der Totengräber nahm die Decke und das Kissen aus dem Kasten, er griff noch mal hinein und drückte darin herum. Jörg ging mit dem Lehrling zum Wagen zurück.

Als sie mit dem Sargdeckel kamen, war die Glaswand weit aufgeschoben, der schwarze Trennvorhang zurückgezogen. Der Totengräber kam heraus und dirigierte sie hinein. Rückwärts gehend sah Jörg Pickel, Schaufeln, eine Schubkarre, Bretter lehnten an der Wand, Stricke hingen herab, auf den Fliesen zwischen den Geräten lag eine Bahre mit jemandem drauf. Jörg setzte die Kante des Sargdeckels vorsichtig auf die Stelle auf dem Boden, auf die der Totengräber zeigte. Sie richteten den Deckel auf. Die ganze Zeit spürte Jörg die Anwesenheit des Toten im Rücken, und als der Deckel hochkant an der Wand lehnte und er loslassen konnte, wandte er sich sofort zum Gehen.

Der Totengräber war an die Bahre getreten, unwillkürlich hielt Jörg inne, zusammen mit dem Lehrling stand er davor.

Es war eher eine Wanne als eine Bahre, nach vorn und hinten ragten je zwei Griffe über das blanke verbeulte Blech hinaus, auf dem rücklings eine kleine magere Gestalt lag, mit einem Hemd bekleidet, die Unterschenkel und die Füße nackt, der Kopf etwas zurückgebogen, das

im Halblicht grünliche Gesicht mit den geschlossenen Augen ausgezehrt, die Nase spitz. Zwischen den zusammengepressten Lippen, in die untere eingedrückt, schimmerte ein Stück Schneidezahn.

»Das ist er!« sagte der Totengräber.

»Der Arnold?«

»Ja.«

Obwohl Jörg weiß Gott wie lange schon nicht mehr gebetet hatte und er auch gar nicht daran dachte, es zu tun, legte er unwillkürlich die Hände über dem Bauch übereinander und senkte den Kopf. Vergebens versuchte er, in der Gestalt auf der Bahre den Nachbarn zu erkennen. Der war dick gewesen, auch noch in den Jahren, als Jörg ihn mit der Frau auf der Straße vor dem Haus gesehen hatte, das Gesicht breit, aufgequollen, die Nase mit den großen Poren blau. Wenn er als Kind zu Arnolds Kramladen geschickt wurde und beim Hineingehen über der Ladentür das Glockenspiel erklang, war über der Theke diese blaue Nase erschienen, das breite gutmütige Gesicht, und hatte ihn gefragt, was es denn sein dürfe. Mal war es eine Packung Würfelzucker gewesen, mal Backpulver und Zitronat, für sich mal ein Lutscher, eine Tüte Bonbons, ein Eis für fünf Pfennige das Bällchen, je nachdem.

Der Totengräber war um die Bahre herumgegangen, der Lehrling wandte sich zum Gehen, Jörg wollte folgen, er hörte den Totengräber etwas sagen. Er verstand nicht gleich, was der Mann wollte. Auch der Lehrling draußen in der Halle war stehengeblieben.

»Nun pack mal mit an!« sagte der Totengräber.

Er hatte sich über die Bahre gebeugt, Jörg sah, wie er die Hände unter den Achseln des Toten durchschob und sie über der mageren Brust übereinanderlegte. Dicht neben dem Gesicht mit den geschlossenen Augen blickten seine zu Jörg auf.

»Na, los! ... Was ist? ...«

Jörg sah auf die gelben Füße hinab, die Knollenreihen der

Zehen, die blauschwarz verfärbten Stellen oberhalb der Knöchel.

»Nein? Geht nicht? ... – Na, dann der andere! – He, bleib du mal hier!«

Der Lehrling war schon an der Treppe; er blieb stehen, zögerte, und kam zurück. Er sah Jörg an. Jörg nickte.

In diesem Augenblick fand er es angenehm, der Sohn des Chefs zu sein, zur Seite treten zu können und diesen anderen für sich ranzulassen, der keinen anderen hatte, der es für ihn tun konnte. Er hatte mal wo gelesen, dass dem Tod gegenüber die Klassengegensätze verblassten, aber vielleicht verblassten sie auch nicht und traten da erst richtig krass hervor. Er sah den Lehrling vor der Bahre stehen, er dachte: Los! ... Nun mach doch! ...

Der Lehrling streifte die Ärmel hoch, er bückte sich, packte die Beine dicht über den Knöcheln und hob mit an. Das Hemd des Toten hing herab, eine Ecke schleifte über den Rand der Bahre, als sie mit ihm über die Holme stiegen. Jörg wandte sich ab.

»'n bisschen Schwung, sonst komm' wir nicht drüber«, hörte er den Totengräber rufen. »Und: ho! ...«

Sie hatten angefangen, den Leichnam zwischen sich zu schwenken.

»Und nochmal: ho! ...«

Jörg sah den Toten längelang über dem Rand des Sargunterteils schweben. Die Arme blieben einen Augenblick schräg in der Luft, dann fielen auch sie in den Kasten, einer schlug auf den Rand auf, es klang wie Holz auf Holz. Der Totengräber ging um das Podest herum und kam mit dem Lehrling heraus.

»Jetzt komm' ich schon allein zurecht«, sagte er.

Er wischte die Hände an den Hüften ab. Der Lehrling war stehengeblieben, er hielt die Hände ein Stück von sich weg, die Innenseiten nach oben gekehrt.

»Kannst du hier waschen«, sagte der Totengräber.

Der Lehrling folgte ihm. In dem Raum, aus dem der

Mann vorhin herausgekommen war, begann Wasser zu plätschern. Durch die offene Tür sah Jörg einen Tisch. Eine Thermosflasche und ein Becher standen darauf, eine angebissene Stulle lag auf einem Stück Zeitung. Der Totengräber setzte sich und griff danach.

Jörg wartete vorn in der Halle.

Unterhalb der Stufen strich das Gelände mit Kreuzen und Grabsteinen talwärts, weiter unten waren Fenster und Dächer zu sehen, gegenüber stieg die andere Talseite empor, Wiesen, Heckenreihen, Wald, darüber in der Ferne kahle Höhenzüge, und wie Jörg über den Friedhof, das Städtchen und das Tal hinaussah, durchströmte ihn auf einmal ein Gefühl von Glück. Er hatte noch die ganzen Ferien vor sich, und nach den Ferien das nächste Semester, dann wieder eines, und so fort. Er würde die Kommilitonen wiedersehen, die Genossen und Genossinnen, vor allem *die*. Er dachte an eine ganz bestimmte, ihr halblanges blondes Haar, ihr Blinzeln, ihre immer schnell erhitzten Wangen im Eifer der Diskussionen.

»Schon mal Mao gelesen?« fragte er den Lehrling, als sie im Wagen saßen und er, mit Handkanten das Päckchen auf der Lenkradspeiche festklemmend, sich noch rasch eine drehte.

»Ich? Nein. Wieso?«

»Über den Widerspruch? ... Nein? ›Über die Praxis? ... Auch nicht? ...«

Der Lehrling blickte ihn an. Jörg wollte weitersprechen, aber als er die Augen des Jungen auf sich gerichtet sah und in dem Gesicht völliges Unverständnis wahrzunehmen glaubte, verzichtete er. Er hätte auch nicht gewusst, was sagen, er wusste ja noch immer kaum, was in den Schriften stand, er konnte sich noch nicht mal an den Satz erinnern, den er hatte unterstreichen wollen, als sein Vater nach ihm rief, und warum ihm dieser Satz so wichtig gewesen war.

Er steckte die Zigarette an, startete den Motor und fuhr zurück.

Hundebekanntschaft

Ich nehm' die Leine vom Garderobenhaken, Senta zu meinen Füßen tanzt schon, ich krieg' sie am Halsband zu fassen und klinge den Karabiner ein.

Wir überqueren die Kreuzung.

Senta trottet neben mir, die Ohrenlappen schlenkern, sie schnuppert über die Gräser am Rand, bleibt stehen, ich ziehe an der Leine, sie kommt nach, überholt mich, ich sehe auf ihr goldbraunes lockiges Fell hinab, und muss an Susanne denken, und wie wir drei hier oft zusammen entlanggegangen sind. Die Erinnerung überwältigt mich, ich merke immer wieder, wie wenig ich die Trennung verwunden habe.

Wir biegen in den mit Betonsteinen gepflasterten Weg ein, ich mache Senta los, im Bummelschritt läuft sie zwischen die vorjährigen Stauden auf der Seite hinein und setzt sich, und da erst sah ich den weißen Schäferhund. Den Kopf erhoben und die Ohren aufgestellt, stand er in dem Brachfeld.

Die Blonde wartete am Rand des Wegs.

Den beiden war ich hier schon mal begegnet, sie in weißer Pelzjacke, fast beinfreiem Rock, Stiefel bis über die Knie; der Hund mit rosiger Nasenspitze, rosigem Ohreninnern, rosigen Augen, das weiße Fell wie frisch gewaschen und geföhnt. An kurzer Leine gehalten, zog er nach Senta herüber. Die Frau hatte ihn zurückgerissen, als sie an uns vorbeigestöckelt war, im Schlepp einen Schwaden vielleicht sehr teuren Parfüms.

Der Albino sprang durch das Brachgelände auf Senta zu, die Sprünge desto höher, je näher er ihr kam, und bellte.

»Arco!« rief die Blonde.

Ich sah das Gezierte in den Sprüngen, und dass aus dem Hund mehr die Aufregung und Kontaktfreude bellten, als Angriffslust. Dann standen sich die beiden gegenüber, die Schnauzen schnuppernd aneinander. Der Schweif des

Schäferhunds schwang hin und her, und Sentas kupiertes Hinterteil wackelte auch.

»Arco! ...«

Die Frau hatte die Hände auf die Hüften gelegt, und beugte sich vor.

»Arco, hierher!«

Mit ein paar Sätzen war der Hund bei ihr, lief um sie herum und sprang wieder in das Brachfeld hinein. Anscheinend war's ein junger Hund, verspielt und übermütig; er jagte auf Senta zu, hetzte ihr nach, er überholte sie, stellte sich ihr in den Weg.

»Keine Angst! Die tun sich nichts!« sagte ich zu der Frau.

»Das seh' ich«, antwortete sie. »Aber könn' Sie mir mal sagen, wie ich *meinen* da wieder wegstreich'«

Sie schlug mit der zusammengelegten Leine auf die Handfläche der Linken, vorwurfsvoll sah sie mich an, hellblaue Iris im Schwarz der getuschten Ränder. Ich steckte zwei Finger in den Mund, und pff.

Ich hatte immer Angst vor Hunden gehabt, und ich wundere mich immer wieder, wie gelassen ich inzwischen mit ihnen umgeh', und denk' dann gleich auch wieder an Susanne – erst als ich *sie* kennenlernte, hatte sich die Angst gelegt. Mit ihrer Senta verstand ich mich vom ersten Tag an, bald ging ich schon mit ihr allein nach draußen. Mit ihr zusammen machte es mir nichts mehr aus, wenn Hunde auf mich zu- und um mich herumsprangen.

Senta trottet über die Erdhügel und zwischen den Stauden heran. Hinter ihr her der Albino.

»Ihr Cocker eine *sie*?« fragte sie.

»Ja. Aber sterilisiert.«

Die Frau griff in das Fell des Schäferhunds, die Finger fanden den Ring am Halsband, und hakten die Leine ein. Ich schätzte sie auf 30, vielleicht auch jünger. Ihre Haare waren nach der Mode über dem Vorderhaupt kurz geschnitten, sträubten sich über Stirn und Schläfen; seitlich und im Nacken hingen sie lang auf die Pelzjacke hinab.

Sie bedankte sich und stöckelte zur Straße. Ich ging in Richtung Schrebergärten.

Seit Susanne von mir weg ist, schlafe ich bis in den Vormittag hinein. Müsste mal zur Uni fahren, mich um das Studium kümmern, die Arbeit schreiben, und lass' es schleifen, mir fehlt der Antrieb wie in der Zeit, bevor ich Susanne kennenlernte; jobbe hier und da; verstärkte als Honorarkraft das Team eines Jugendzentrums, und wenn ich in der Nacht nachhause komm', geh' ich meist noch mal raus, auch wegen Senta. Als Susanne auszog, nahm sie die Hündin mit; brachte sie manchmal übers Wochenende; und als sie mit ihrem Neuen in Urlaub flog, auch für einige Wochen. Nun lebt Senta schon seit Monaten bei mir. Ich weiß nicht, was das für ein Typ ist, den Susanne da aufgegabelt hat. Hundehaare-Allergie? Katze zuhause? Selbst einen Hund, der sich mit Senta nicht verträgt? – Aus Susannes Reden werde ich nicht schlau, ist mir auch gleich, was mit dem Kerl ist, mir will und will nur eines nicht in den Kopf: wie sie sich von diesem Macker so weit hat bringen lassen, dass sie die Senta weggibt, sie *mir* überlässt, mit dem sie sonst nichts mehr zu tun haben will. Ab und zu kommt sie vorbei, bringt einen Sack Trockenfutter, legt Geld auf den Tisch für die Auslagen, die ich mit Senta habe, und schneidet mir bei der Gelegenheit die Haare – wie früher, als wir noch zusammen waren. Aber was ist das schon: Haareschneiden!, wenn sonst nichts mehr ist? ...

Die Blonde und ich grüßten uns nun immer, und wenn sie zuvor ihren Albino schon von der Leine gelassen hatte, blieben wir beieinander stehen und sahen zu, wie die Hunde sich mit Schweifwedeln und Hinterteil-Gewackel, mit Bellen und Fiepen begegneten, über die Erdhügel und durch die wintertrockenen Stauden tollten, unernst nacheinander schnappten, den Stöckchen nachliefen, die wir warfen. Meist schnappte sich Arco das Holz, brachte es zurück und legte es der Frau zu Füßen.

»Schönes Tier! Bestimmt was Edles? ...«
»Ein Belgier. Nur leider gehorcht er nicht immer.«
»Ist ja noch jung. Kann ja noch lernen.«
»Meinen Sie?«
Sie lobte Senta, und wie gut ich sie erzogen habe.
»Sicherlich schon von klein auf bei Ihnen?«
»Nein, nur in Pflege. Eine Freundin hat sie mir dage-
lassen ...«
Es muss etwas in meiner Stimme gewesen sein, als ich dies
sagte, sie blickte mich an, und in diesem Augenblick, hell-
blau unter dem Wimpernaufschlag, hatte ich das Gefühl,
dass sie verstand; verstand, was mit mir los war, auch ohne
Worte den ganzen Kummer mit Susanne. Wir leinten an,
sie ging zurück zur Straße, ich weiter zu den Schrebergär-
ten.
»Was ist eigentlich *das* für eine? ...«
Ich hatte die Kleingarten-Anlage noch nicht erreicht, als
mich ein älterer Mann ansprach, wie eingeschrumpft in
seinen Hosen, seiner Joppe und unter seiner den Ohren
aufsitzenen schwarzen Schildmütze. Er blickte den Be-
tonsteinweg entlang zur Straße, wo die Blonde und ihr
Hund eben verschwanden.
»Frau, die ihren Hund ausführt. Wieso?«
Im Weitergehen ärgerte ich mich, dass ich dem Alten
überhaupt geantwortet, und wunderte mich über die
kumpelhafte Art, mit der er mich angesprochen hatte: als
kenne er mich.
Ein paar Tage später passierte mir ein Gleiches mit zwei
Männern, beide Endvierziger, Anfangsfünfziger vielleicht,
die aus der Kleingarten-Anlage kamen, der eine rundbäu-
chig, der andere eher sportlich-elastisch, sie strebten
schnurstracks auf mich zu. Ich ließ mich von ihrem kum-
pelhaft-vertraulichen Getue nicht aufhalten, ließ mich auf
kein Gespräch ein, und erst ein Stück weiter auf meiner
Mittagsrunde dämmerte mir, woher die beiden und zuvor

auch dieser Alte mich kennen mochten. Hinter den Schrebergärten ragt mit Gasometer und den rost dunklen Bühnen der Hochöfen das Stahlwerk auf. Vor Jahren stand ich oft vor einem der Tore, stand da in aller Frühe, mittags beim Schichtwechsel, verteilte Flugblätter, bot unser Zentralorgan an, versuchte, die Männer in ein Gespräch zu ziehen und sie für unsere Sache zu gewinnen, und wahrscheinlich waren dieser Alte und diese beiden andern damals in der Menge mitgelaufen. Mir verschwammen immer die Gestalten und Gesichter in dem Strom der Arbeiter an mir vorbei hinein, heraus, ich kann mich an keinen einzigen erinnern; mich Einzelnen aber hatten sie im Gedächtnis behalten, und sahen nun den unentwegten linken Agitator – statt mit Flugblättern oder Zeitungen auf dem Arm – auf einmal auf dem Weg zu ihren Schrebergärten bei dieser schönen Hundehalterin stehen und mit ihr plaudern. Damals wollten sie von mir nichts wissen, jetzt kommen sie auf einmal an! ...

Die Blonde fragte, was ich so mache, ich sagte: »Ich bin Student«, und kaum, dass ich es ausgesprochen hatte und sah, wie sie den Kopf etwas zurückbog und mich von oben bis unten kurz musterte, bereute ich die Antwort. Ich hatte damals ja schon etliche Semester auf dem Buckel, fing auf dem Kopf an, zu ergrauen, und spürte sofort das Bedürfnis, den wahrscheinlich negativen Eindruck, den meine Auskunft auf sie machte, aufzuhellen. Ich hätte mein vor Jahren aufgenommenes Studium für eine außeruniversitäre Tätigkeit im vornehmlich politischen Bereich für einige Jahre unterbrochen, erklärte ich; es kürzlich wieder aufgenommen, und sei nun dabei, es mit einer umfangreichen wissenschaftlichen Arbeit abzuschließen.

»Sie sitzen an der Doktorarbeit? ...«

»So etwas Ähnliches!«

Dem hellblauen Aufblick ihrer Augen gegenüber brachte ich es nicht über mich, ihre Frage zu verneinen, schon im nächsten Augenblick war es mir peinlich, dass ich es nicht

getan hatte. Hochstapelei ist nicht mein Ding, ich wollte es noch richtigstellen, ihr ehrlich sagen, dass es sich nur um eine Diplomarbeit handele und ich damit eigentlich noch gar nicht angefangen habe, und zögerte; die Hunde liefen mir dazwischen. Wir leinten an und gingen auseinander. Ich nahm mir vor, den Irrtum bei der nächsten Begegnung zu korrigieren, aber als sie mich dann gleich mit »Doktor« anredete, beließ ich es erst mal dabei. Ich hörte es zu gern aus ihrem Munde: »Doktor!« zur Begrüßung, zum »Tschüs!«, und im Geplauder manchmal: »Doktorchen!«

Sie arbeite in der Modebranche, sagte sie. Mit einer Partnerin zusammen sei sie dabei, ein Unternehmen aufzubauen.

Vor Jahren, in meiner revolutionären Zeit, wäre eine Unternehmerin für mich kein Umgang gewesen, jetzt machte es mir nichts mehr aus, im Gegenteil!, ich wartete schon jeden Tag darauf, sie wieder anzutreffen, mit ihr zu plaudern, den Hunden zuzusehen, zu scherzen, ich hatte das Gefühl, dass sie auch mich nicht ungern sah, dass sie schon immer nach mir Ausschau hielt, ich spürte, wie mich diese Bekanntschaft mehr und mehr belebte. Vielleicht zum ersten Mal seit der Trennung von Susanne hob ich den Kopf aus meiner Trübsal. In der Kleingarten-Anlage gruben Schrebergärtner in ihren Parzellen, es roch nach frischer Erde, ein zartes Grün überzog Buschwerk und Bäume, ich schnupperte Luft beginnenden Frühlings, fühlte Antrieb, neue Kräfte in mir, den Drang, die Lust, mich endlich mal an meine Diplomarbeit zu setzen, das Studium zu Ende zu bringen. Nicht, dass ihr »Doktor« und ihr »Doktorchen« mir Rosinen in den Kopf gesetzt hatten und ich den Blick über das Diplom hinaus schon *darauf* richtete; aber ein wenig vielleicht doch.

Ich fuhr zur Uni, hörte in eine Vorlesung rein, in der Bibliothek suchte ich Bücher für die Diplomarbeit zusam-

men. Als ich zurück war und die Leine vom Garderobenhaken nahm, war die Mittagszeit vorbei. Der Blondem begegnete ich erst tags drauf wieder.

Wo ich gewesen sei?

Ich fing an zu berichten, sie unterbrach mich.

»Sie hätten gestern hier sein sollen«, sagte sie, und deutete mit einer Kopfbewegung den Weg entlang in Richtung Schrebergärten, wo einige Männer standen und herübersahen.

»Nein, solche Rüpel! Was die sich einer Dame gegenüber erlauben! Ich mach' Pause, denk' mir nichts, führ' meinen Arco aus, und muss mir Sachen anhören! Frechheiten! ...« Ich wollte wissen, was die Männer gesagt hatten, was geschehen war, sie schüttelte den Kopf.

»Ach, lassen wir das besser!«

Ich solle sie aber bitte nicht mehr mit diesen Kerlen hier alleine lassen, sagte sie und sah mich eindringlich, bittend an, ein schwarz umtuschter Aufblick hellblauer Iris, ein Flehen, das mir durch und durch ging. Ich hatte das Gefühl zu schweben.

Ich versprach ihr, immer zur Stelle zu sein, und weiß nicht mehr, was ich sonst noch alles sagte – Proletenviertel! rauer Umgangston! und dass *die* hier so etwas Auffallendes, will sagen: Besonderes, Bezauberndes wie sie und ihren weißen Schäferhund nicht gewohnt seien und ich mir gut vorstellen könne, dass Männer ihr gegenüber den Kopf verlören! Frauenschönheit! ... – es lief auf Komplimente raus, was ich da von mir gab, und Komplimente sind eigentlich meine Sache nicht. Ich kam ins Stottern, sie zog die Brauen hoch, sie lachte.

Als ich nach meinem Rundgang mit Senta durch die Schrebergärten wieder an die Straße kam, war mir noch nicht danach, nachhause zu gehen, unwillkürlich schlug ich die Richtung ein, die die Blonde immer nahm. Nach einigen Schritten erblickte ich den Albino. Die Vorderpfoten auf der Brüstung eines Balkons im ersten oder

zweiten Stock, ragte Arco mit Kopf und Schultern wie aus einer zu kleinen Kiste schräg daraus hervor, winselte und bellte zu uns herunter.

Das Haus hatte vier oder fünf Balkone übereinander; mit Flachdach und einer Fassade aus unverputzten roten Ziegelsteinen war es vermutlich erst in jüngster Zeit errichtet worden inmitten einer Zeile Altbauten – Wohnhäusern aus den 50er oder gar den Vorkriegsjahren mit kleinen Läden im Parterre, Friseurgeschäft, ein Schlüsseldienst, ein Schuster, Klümpchen-Bude. Ich hatte mir den Sitz eines Mode-Unternehmens anders vorgestellt: nicht so unspektakulär verborgen in einem Wohnhaus, wenn auch in einem modernen; sagte mir jedoch, dass die Blonde und ihre Partnerin ja noch am Anfang standen, und dafür musste wohl fürs erste eine zu Geschäftsräumen umgewidmete Wohnung reichen. Ich ging die Straße bis zum Ende durch, in einer Frittenbude aß ich etwas, und als ich mich auf dem Rückweg wieder dem Haus näherte, stand eine junge schwarzhaarige Frau auf dem Balkon, die Teilhaberin wahrscheinlich. Arco war nicht zu sehen. Ich verlangsamte den Schritt, und als ich den Fuß auf die Stufe setzte, um einen Blick auf die Türschilder zu werfen, trat aus der Haustür ein eleganter, herb parfümierter Mann. Er sah zu dem Balkon hinauf, und fing sofort an, mit der Frau zu sprechen. Sein Anzug spannte um die Schultern und die Oberschenkel, vom Hinterkopf hing ihm das Haar wie ein Lappen aus gelocktem, schwarz-grau glänzendem Persianerfell über den Kragen, und wippte zu seinen Worten. Ich war rasch weitergegangen, ging am Friseur, dem Schlüsseldienst, dem Schuster vorbei, erst vor der Klümpchen-Bude hielt ich an. Die Frau war vom Balkon verschwunden, der Mann öffnete die Tür eines vor dem Haus geparkten roten Sportwagens, und stieg ein. Modebranche! dachte ich: ganz andere Welt! ... Zuhause sah ich in den Spiegel, und es war mir peinlich, wie ich aussah. Die Haare waren außer Fassung, sträubten

sich um den Kopf, aus dem Nacken wuchs büschelweise Flausch, auch wiederholtes Kämmen und Bürsten brachten keine Ordnung in das Gestrüpp.

Dass auch Susanne sich nicht blicken ließ! So lange war sie nicht mehr hier gewesen!

Senta tanzte, fiepte, als ich mich anschickte zu gehen. Ich ließ mich erweichen, nahm die Leine vom Haken und klinkte ein. Es war nicht nur der Wunsch nach einem Haarschnitt, der mich trieb.

Vor einem breiten Spiegel arbeiteten zwei Friseure an zwei bis zum Kinn in Frisiertücher gehüllten Kunden, die aus dem Spiegel auf mich blickten; zusammen mit den Friseuren und noch einem etwa halben Dutzend Männern auf den Wartestühlen sahen sie zu, wie ich mich setzte und Senta unter den Stuhl kriechen ließ. Bei meinem Eintreten war die Unterhaltung verstummt, jetzt ging sie zusammen mit dem Schnippeln der Scheren weiter. Von den Gesichtern im Raum hatte ich das eine oder andere wohl schon mal in den Schrebergärten gesehen – oder es war vielleicht auch nur dies kumpelhafte Lächeln, Zwinkern in den Mienen, das mir bekannt vorkam. Hinter einem Vorhang plätscherte Wasser, summte ein Föhn, Frauenstimmen drangen heraus.

Die beiden Friseure (Kompagnons, Inhaber des Ladens, wie ich der Unterhaltung entnahm) führten das Wort, der eine rundlich, mit behäbigen Bewegungen, der andere quirlig, mager, wie ausgezehrt unter einer Kappe gelbgrauer Haare, die nach einem Toupet aussah. Sich gegenseitig unterbrechend, fortsetzend, was der jeweils andere zu reden, zu erzählen angefangen hatte, bisweilen beide gleichzeitig, sprachen sie in den Spiegel hinein oder, sich umwendend, direkt zu uns auf den Wartestühlen, Kamm, Schere, Scherapparat als wie zu Zeigestöcken erhoben. Manchmal hielten beide – zuerst meist der beleibtere, der dicht am Ladenfenster arbeitete, dann der andere im Ab-

stand von vielleicht nur einer oder zwei Sekunden – abrupt inne, und sahen auf die Straße hinaus. Die auf den Stühlen folgten ihren Blicken, worauf sich die Friseure wieder ihrer Arbeit zuwandten und die Gespräche weitergingen.

Auf der Straße fuhren Autos, Leute gingen vorbei, ein Kind hüpfte erst von der einen, dann von der andern Seite durch den Ausblick im Fensterrahmen.

Ein roter Sportwagen hielt vor dem Ladenfenster.

Die Friseure erstarrten in der Bewegung, alle reckten die Köpfe und sahen hinaus, im Raum war es still geworden, nur das Lachen und die Stimmen hinter dem Vorhang waren noch zu hören, und verstummten auch. Unter meinem Stuhl, wahrscheinlich eingeschlafen, seufzte Senta im Traum.

Aus dem Sportwagen stiegen die schwarzhaarige junge Frau und der elegante Mann von nebenan. Er kam um das Auto herum, öffnete den Kofferraum. Sie hob einen Karton heraus, er lud der Frau noch einen zweiten auf, einen dritten klemmte er sich untern Arm und schlug die Klappe zu.

»Sekt-Nachschub, das Billigste vom Billigen!« rief der Friseur mit dem Toupet. »Und oben nehmen sie dann fünfzig, sechzig Mark die Flasche! ...«

»Bückt sich auch noch, das Luder! Hast du gesehn? ...«

»Macht die doch extra, dass das Röckchen hochrutscht! Die weiß doch, dass hier Kerle sitzen! ...«

Die Männer lachten, redeten durcheinander, aus dem Spiegel, von der Seite blickten sie auf mich, ich wusste nicht, wohin ich sehen sollte, und während der quirlige Friseur unter dem grau-gelben Toupet die anderen noch übertönte, versuchte sein Kompagnon mit vorgestreckten Händen den Lärm zu dimmen. Mit einer Kopfbewegung wies er nach dem Vorhang. Eine Friseurin sah heraus. Sie zog den Kopf zurück, den Vorhang zu.

»Sind wieder beim Thema!« hörte ich sie sagen.

Das »Thema« wurde allerdings nicht weiter besprochen, auf einmal sagte keiner mehr etwas. Die Blicke richteten sich auf das Ladenfenster.

Die Blonde stand davor.

Sie drehte ihr Gesicht zur Scheibe und rückte mit der einen Hand an ihren Haaren; die andere hielt die Hundeleine. Sie sah an ihr entlang hinab, Arcos spitzer Kopf erschien im Fenster, die Frau wandte sich zum Gehen, beide verschwanden aus dem Blick.

Der Dicke beugte sich weit in die Auslage vor, die Stirn fast bis zur Scheibe.

»Da hat er doch wieder was abgelegt! ...«

Er sah auf seinen Kompagnon, er wandte sich zu den Wartestühlen um, weder Kompagnon noch Kunden wollten etwas über den Haufen vor dem Laden hören, mit immer neuen Sprüchen, neuem Gelächter waren sie »wieder beim Thema«, und ihre Blicke wieder auf mir.

»Die weiß den Hund zu führen!«

»Wenn die den Hund führt, bellt der Hund auf dem Balkon ...«

»Da würd' ich aber auch bellen! ...«

»Und immer so neckische Sachen auf dem Schlüpfel, rausgestreckte Zunge, Herz mit Pfeil durch, sogar die Telefonnummer! ...«

»Stand heut' auch wieder in der Zeitung!«

Und der Mann langte das Blatt vom Haken, blätterte, zeigte die Annonce herum: »Gaby & Madelaine«, las ich, »Studio für den verwöhnten Herrn ... erwarten Sie ... auch ausgefallene Wünsche ...«

»Was kost' denn sowas eigentlich?«

»Weiß ich's?!«

»Komm, komm, gib's zu!«

Der Friseur verzog den Mund zu einem Schmunzeln, sah fragend seinen dicken Kompagnon an, der hob die Schultern, nickte zustimmend, nach einem Blick zum Vorhang, die Stimme immer wieder dämpfend, erzählte der Friseur:

»'n Klempnermeister – Name tut nichts zur Sache! (könnt euch ja denken, wen ich meine) – hatt' einen Auftrag da nebenan, kriegt dabei natürlich mit, was läuft, und da er an den Damen gut verdient hatt', wollt' er sich auch mal etwas gönnen, flotten Dreier. Schluckt zwar, als er hört: ›500 Mark!«, aber da kam es ihm schon nicht mehr drauf an. Die Damen legten ab, die eine sagte: ›Erst waschen!«, und dann wuschen ihn die beiden, und damit war's auch schon vorbei ...«

»Einmal Schnellwäsche – 500 Mark!« kommentierte lachend der Dicke; der andre rezitierte:

»Die Sonne schien ihm auf die Kniffen,
da ging ihm die Sanella stiften ...«

Ich hatte mir eine Lesering-Illustrierte vom Haken gegriffen, blätterte, starrte auf die Seiten, auf das Foto einer Yacht auf dem Wasser einer Bucht im Sonnenschein, Bikini-Mädchen, eine Werbung für Tabletten zur Reinigung von Gebissen, Kochrezepte für Frühlingsgemüse.

Die Blonde kam mit dem Schäferhund zurück.

Sie ging schräg über die Straße auf das Ladenfenster zu, und aus einem von meinem Platz aus nicht einsehbaren Grund fing Arco zu bellen an, bellte, bellte noch, als die Blonde schon wieder außer Sicht war. Senta war unter meinem Stuhl hervorgekommen, mit dem Schwanzstummel wackelnd stand sie vor den Füßen der Männer, fiepte, jankte, bellte zu dem Fenster hinauf.

»Die Hunde kennen sich, das sieht man!«, meinte einer.

»Hier der Kollege trifft sich ja auch immer mit ihr, da bei den Schrebergärten«, sagte ein anderer.

»Sie kennen die Dame?« fragte der mit dem Toupet.

Mit Spannung, mit Erwartung in den Mienen sahen mich aus dem Spiegel, von den Seiten alle Augen an.

Ich hatte Senta an der Leine zu mir hergezogen, hätte aufspringen und hinauslaufen mögen.

»Eine Hundebekanntschaft«, antwortete ich.

»Hundebekanntschaft«, das war gut!«, rief der Friseur,

auch der Dicke lachte, nickte mir zu, alle lachten über meine Ausflucht wie über einen gelungenen Witz, ich – lachte mit.

Fortan mied ich das Betonsteinpflaster, und wenn Senta mittags an der Kreuzung geradeaus zog, zerrte ich sie seitlich weg; gab andere Wege, die wir gehen konnten. Im Lokalteil sah ich die Annonce. Ich dachte daran, die Nummer anzurufen, stellte mir vor, wie die Blonde die hübschen Augen aufreißen würde, wenn sie die Türe öffnete, und ich stand davor.

O Susanne, warum hast du mich verlassen?! ...

An der Kreuzung ließ ich mich eines Tages mitziehen, und ehe ich mitkriegte, wohin Senta mich zog, standen wir auf dem Betonsteinpflaster. Die Blonde war nicht zu sehen, nicht sie und nicht der Hund, ich sah sie weder auf dem Hin- noch Rückweg, auch nicht zur nächsten Mittagszeit, auch nicht zu andern Tageszeiten.

In der Zeitung fand ich die Annonce nicht mehr. Meine Haare waren gewachsen, vor dem Spiegel dachte ich jedes Mal wieder: Wird Zeit! – Susanne aber kam und kam nicht, und so ging ich eines Tages doch wieder zu dem Friseur.

Nur einer der beiden Pumpstühle war besetzt, die Wartestühle frei, an dem Kopf über dem Frisiertuch arbeitete der Dicke.

»Ohne Ihren Hund?« fragte er gleich.

Durch den Vorhang drang mit Frauenstimmen auch die Stimme des Kompagnons. Der Dicke und der Kunde unterhielten sich über irgendwelche Leute aus dem Viertel, das Stahlwerk, einen Sparverein. Vorm Ladenfenster gingen manchmal Leute vorbei. Zwei Männer sprachen vor der Scheibe eine Weile miteinander.

Der Friseur führte den Handspiegel um den Nacken des Kunden, er zog das Tuch zur Seite und ließ den Pumpstuhl sinken. Mit einer Handbewegung lud er mich ein, Platz zu nehmen. Im Spiegel sah ich ihn kassieren. Kaum

hatte er mir die Krepp-Krause um den Hals gelegt, das Frisiertuch über mich gebreitet, fing er von dem Etablissement im Nachbarhaus an. Die beiden Damen seien eines Tages weg gewesen, praktisch über Nacht.

Ich versuchte, gleichmütig dreinzuschauen, meinem Gesicht im Spiegel war nichts anzumerken.

Sei einer Nachbarschaft wie dieser ja auch nicht zuzumuten, sprach der Friseur, indem er mir den Kamm durchs Haar zog, an den Spitzen schnipfelte. »Obwohl – mein Kompagnon und ich, wir konnten uns nicht beschweren! Der Laden hier war immer voll! ...«

Er lachte auf.

»Nein, jetzt mal ohne Spaß!, so ging das hier nicht weiter! – Die Freier immer auf der Straße! Das Bellen vom Balkon, auch in der Nacht! Und immer wieder Polizei! – Und dann die Haufen vor dem Laden! Jedes Mal, wenn diese Blonde mit dem Hund rausging, legte der doch da was ab! ...«

Er nickte mir zu und hob die Hände.

»Solche Torpedos!« sagte er, und hielt mit dem Kamm in der einen und der Schere in der anderen Hand einen Brocken Luft fest, während seine Augen ernst und mit einem Ausdruck von Entrüstung – vielleicht auch mit Bedauern (Wehmut, wie sie in der Erinnerung an Zeiten, die nicht mehr sind, oft mitschwingt) – aus dem Spiegel auf mich blickten.

Gedichte 2001-2020 (Auswahl)

Vergangene Wege

Immer lief auch ein Hund
neben uns her
und um die Gespräche herum
durch Jahreszeiten
und Jahre; blieb er zurück
stand wieder ein junger
über dem Stöckchen wartend
dass wir es warfen
der an uns hochsprang
uns überholte, vorauslief
und wieder zurückfiel

Nun werden auch uns schon
die Zähne locker
die Beine ermüden
die Hüfte knickt ein
wir bleiben am liebsten
im Warmen liegen
den Kopf auf den Pfoten
die Ohren in dem besorgten
Gespräch über uns
manchmal bewegt von
Gebell von den Rändern
vergängerer Wege

REGEN
und die Bürsten des Windes
über die Dächer
und wieder das Rauschen
Im Regengeräusch
gleit' ich zurück
in vergangener Regen
Gekrach auf ein Blechdach
Geklimper die Ziegel hinab
seh' unter triefendem Dachrand hervor
die von den Tropfen getroffenen
Kiesel springen in einer Allee
Regen fiel lange vor mir
wird lange nach mir noch
in die Parks, in Laubschirme fallen
die Blätter hinab in Kaskaden
mit wechselnder Intonation
in Kornfelder, Gras oder
wieder in kahles Geäst, auf die bloße
Erde, auf Wasser, Eisflächen
im Nebel, in einen rauchenden
Ozean aus Säure vielleicht
oder in die phantastische Flora
eines andern Planeten
auf dem jemand wachliegt
im Regen, im Hintergrundrauschen
der Reifen, die ferne vorbeiziehn
auf dem nassen Asphalt

Fenster

Hinter den Fenstern
lag irgendwo immer
jemand im Sterben
während ich unten vorbeiging
meinen Sehnsüchten nach
der Hoffnung auf Liebe
zu Verabredungen, Einkäufen
in Gesprächen oder allein
Gedanken nachhängend
vor einer Reise vielleicht
einer Fahrt in die Berge
oder auch nur beschäftigt
Arbeit zu finden
Geld zu verdienen
vor meinen Ängsten davon
oder einfach nur ohne
zu wissen, wozu und wohin
immer weiter, Tag für Tag
auf den Tag zu, ich liege
horch auf die Schritte
unter dem Fenster vorbei

Exkursionen in die Zukunft

Auf der zerklüfteten Rinde der Palmen
wenn wir einstiegen vor dem Hotel
verharrten Eidechsen
aufmerksam, fluchtbereit, grün
in der Sonne

Wir fuhren von morgens an
Tag für Tag nacheinander
die Vorposten des uns verheißenen
Reiches auf Erden, unsere hier schon
zu Stahl- und Textilkombinat
LPG, Partisanenmuseum
Denkmal, Kulturpalast
Kinderhort, Schule
gewordenen Ideen ab –

doch wo wir auch ausstiegen
aus der Hitze im Bus
in die Hitze des Tags
müde begeistert
in der Erwartung
neuer Epiphanien
Zahlen und Wunder

waren die Eidechsen da
auf den Bäumen, den Steinen
an den Mauern entlang
die smaragdnen Leiber
aufmerksam, scheu
mit pulsierenden Kehlen

Alte Verwandte

Auf der Erde, die jetzt
unsere scheint
blieb wenig von ihnen zurück:

Schädelfragmente, Pfeilspitzen
Klingen wie Blätter dünn
steinerne Flammen. Ihr Feuer

vor einer Höhle am Ufer
flackernd, von Schatten bewacht
sprang auf in unseren Händen

Pappeln

Gedenkblatt für Hannes M. (I)

Mit dem neuen Laub
nahmen die Pappeln
hinter dem Bahnsteig
die Haltung von Leuten an
die jemanden erwarten
Ausschau halten in immer
dieselbe Richtung; beugten
sich vor, lehnten sich wieder
zurück, aufgereggt, raschelnd
bemüht, aneinander vorbei
und über die Köpfe zu blicken

Ja, man müsste auch mal
wieder Gäste empfangen
Gespräche führen, verreisen
endlich den Freund besuchen
den man lange nicht sah
jetzt, da es Frühling ist
und die Ferne mit Wolken
und Bläue sich dehnt
und du stehst davor
ankunfts- und abfahrtsbewegt
mit dem frischen Laub

Züge fahren herein, hinaus
Aus der Ferne zogen
die Wolken näher
einzelne, ganze Geschwader
mit Schatten und Wetterern
über die Dächer hinweg und
wieder davon aus der Bläue
oder, je nach dem Wind
zogen die Himmel

im Rücken herauf
und du siehst ihnen nach

Worauf noch warten?
Ein Tag schiebt den andern
beiseite, schon wird
der Sommer sichtbar über
der Ankunft, der Abfahrt
und du? stehst noch, von jedem
Hauch aus der Ferne bewegt
bis du auf einmal erfährst
dass der lang nicht Gesehene
verstorben ist. Die Nachricht
stand auf dem Bildschirm
wenige Zeilen

Sonnenlicht lag
auf den Schienen
im Himmel hing eine Wolke fest
kein Hauch war zu spüren
nur die Pappeln bewegten sich
standen da in der Haltung
von Leuten, die Ausschau halten
auf jemanden warten
aufgeregt, ungeduldig
wie immer

Spui

Amsterdam

Über die Schwelle
in das Gewimmel des Sommertags
auf dem nässeglänzenden Spui
mit den Cafés und dem Trödel
am Rand, wo ich mich niederließ
ein Tourist auf der Tour
durch Gassen, an Grachten entlang
müde geworden, bemüht, einem unklaren
Einfall Worte zu finden
trieben die Worte herauf
und über die Schwelle
davon mit den raschen
Flecken Blau über den Giebeln
mischten sich unter die Stimmen
ein Hund lenkte sie ab, der Kuss
eines Paares auf der Bank gegenüber
saugte sie ein, sie verfangen sich
in den Hantierungen eines Manns
der ein Fahrrad aufschloss
Er glich einem toten Freund so sehr
dass ich dachte, er sei es und habe
sein dort abgebrochenes Leben
hier fortgesetzt, von keinem bemerkt
nur eben gealtert, wie ich
Augen und Mund gleichmütig, starr
wie an dem Tag, als er sprang
Er schob das Rad über den Platz
stieg auf die Pedale und glitt davon
mit dem letzten Wort

Strandcafé

Terras met zeeblik
mit Stimmen, mit halb
geschlossenen Augen
met koffie en frisdranken
mit der Erinnerung an
Tage wie diesen
im Windschutz aus Glas
leicthin, im Glauben
wiederkehren zu können
wann immer wir wollten
paar Stufen hinauf
einen Korbstuhl heranziehn
und die verlassene Form
wieder ausfüllen mit uns
mit dem Gesicht in der Sonne
der auflaufenden Flut, dem Rauschen
den Strandläufern hin und her
auf dem Sand
vor den Wellen

Krumme Lanke

Aus dem Wald hinaus
auf den gefrorenen See –
dunkel der Strand

Über der Tiefe war
kein Geländer
nur deine Hand

Reime auf die Heimatstadt

Brücken Birken Übergänge
flussentlang durch Nebelaue
ruckelnd dampfend reißt der Zug
alles mit sich in das Graue –

Kindheit Schulweg Pflastergasse
Zwiebelturm im Weiß und Blauen
Elternstimmen Vogelrufe
Heimatangst und Weltvertrauen –

reißt und stößt und rollt, rangiert es
hin zu Turm und Drahtverhau
schiebt es durch das Tor aufs tote
Gleis vor Schlot und Ziegelbau

Artikel und Essays

Das Aufbegehren als Motiv

Über Detlef Marwig, Autor der »Gruppe 61« (2011)

Die Dortmunder »Gruppe 61« bestand fünf Jahre, als sich ein Einzelgänger brieflich um Aufnahme bewarb. »Berufsschriftsteller, wenngleich auch ich außerstande bin, allein davon zu leben,« schrieb Detlef Marwig an den Mitbegründer der Gruppe, Fritz Hüser.

Marwig, damals 35 Jahre alt, lebte in Gelsenkirchen, seiner Geburtsstadt. Geboren 1931, war er bei Kriegsbeginn ein Kind gewesen. »Schlechter Schüler, aber erfolgreicher Schwarzhändler, Kohlenklau und Trümmerbuddler« in der Nachkriegszeit.

Die Oberschule verließ er ohne Abschluss, die Lehre als Verkäufer brach er ab; dem folgte zu Hause der Rauswurf. Mit 20 Jahren ging er auf die »Walz«, schlug sich als Verkäufer, Fabrik- und Montagearbeiter, Vertreter, Straßenschaffner, ja sogar als Elefantenzüchter im Zirkus durch.

Das Unstete, das Aufbegehren und sich doch wieder Dreifinden-Müssen zieht sich als Motiv durch die Erzählungen, an denen er bereits in diesen Jahren schrieb. Freiheit besteht für seine »Helden« darin, jederzeit weggehen und woanders neu beginnen zu können, wobei dieses Woanders für sie als Arbeiter wieder nur das Alte ist, dem sie gerade entronnen sind.

Ende der 50er Jahre begann Marwig ein »etwas geregelteres Leben« als freier Journalist – Lokalreporter in Gelsenkirchen – und Schriftsteller. Tageszeitungen, Gewerkschaftsblätter druckten seine Erzählungen.

Darin rückt Marwig der Lebens- und Arbeitswelt des Ruhrgebiets zu Leibe. In knappen Sätzen, mit wenigen Worten macht er im Stil amerikanischer Shortstories die

Situationen deutlich, Personen und Handlungen lebendig. Gut nachvollziehbar, dass Marwig zur »Gruppe 61« fand.

Die Mitgliedschaft brachte ihm Schriftsteller-Kontakte, Lesungen, Veröffentlichungen in Anthologien der Gruppe in renommierten Verlagen – *Luchterhand* in der BRD, *Aufbau-Verlag* in der DDR. Erfahren im Umgang mit Elefanten, wagte sich Marwig nun auch literarisch an ein großes Tier. 1977 erschien sein Roman *Freiheit kleingeschrieben*.

Es sind die Mitt-60er Jahre, die er darin gestaltet. Die »Pille« ist noch nicht verbreitet, es gilt der »Kuppelei-Paragraf«, der die Vermieter zu Tugendwächtern bestimmt. Ein Liebespaar – er auf Montage, sie Fabrikarbeiterin – hat nicht »aufgepasst«; ein Kind ist unterwegs; und auf einmal funktioniert die vermeintliche Freiheit, weggehen zu können, nicht mehr; alle Versuche, auszubrechen, sich aufzulehnen, scheitern, reduzieren sich auf Fluchten in den Alkohol. »Ich hab' nie gedacht, dass Fesseln so aussehen, so niedlich«, sagt der Mann, sein Kind betrachtend. Marwig starb 1990; *Freiheit kleingeschrieben* blieb sein einziger Roman. Im Buchhandel ist er nicht mehr erhältlich, so wenig, wie alles andere von ihm. Marwig muss man in Antiquariaten, Bibliotheken und Archiven suchen. Seine Stimme stellt die Wirtschaftswunderjahre wieder frisch vor uns hin, erzählt uns von den Schattenseiten, die wir glaubten, hinter uns gelassen zu haben. Aber sie gehen uns immer noch an.

Wie war das noch?

Über Richard Limpert: »Über Erich. 1933 – 1953. Bericht«
(2016)

Über das Foto findet sich in dem Buch kein Wort, aus Brechts *Kriegsfibel* jedoch wissen wir sogar den Namen des Soldaten, der auf dem Cover von *Über Erich* auf der Lafette eines Geschützes hockt und sich mit beiden Händen den Kopf presst: Georg Kreuzberg, Unteroffizier der deutschen Wehrmacht, 86. Infanteriedivision, auf dem Schlachtfeld von Orel von russischen Truppen in dieser Stellung angetroffen, geistesgestört. Auch in Richard Limperts Buch geht es vor allem um den Angriffs- und Vernichtungskrieg im Osten.

Innen ist das Foto nochmal abgedruckt, über zwei Seiten, so dass neben dem Soldaten nun auch das Geschütz aufragt, auf dessen Gestell er hockt und dessen Rohr (wie auf dem Foto in der *Kriegsfibel* zu sehen) abgebrochen, weggefetzt ist. Der Kriegsreporter hat den traumatisierten Soldaten mindestens zweimal fotografiert: einmal frontal, die zerborstene Kanone im Rücken; dann im Halbprofil, im Bild eingefasst von dem massigen, hoch über ihm sich auf-türmenden Rumpf des Geschützes links und den Füßen eines bäuchlings hingestreckten Toten rechts. In einiger Entfernung hinter dem Kopf des Soldaten steigt Rauch auf; am Horizont sind Türme, die Ruinen einer Stadt zu erkennen. Das erste Foto hat Brecht für die *Kriegsfibel*, das zweite Limpert für den Bericht *Über Erich* verwendet.

Ob Limpert die *Kriegsfibel* gekannt hat, als er daranging, *Über Erich* abzufassen, kann ich nicht sagen; vermute es. 1953 in der DDR erschienen und seit 1968 in einer Lizenz-Ausgabe auch in der BRD erhältlich, dürfte Brechts Bildband mit seiner Kombination aus Zeitungs-Fotos und Versen auch dem gegen Krieg und Faschismus, für Sozialismus und den Frieden streitenden Zechenmaschinisten,

Ostermarschierer, Gewerkschafter und Lyriker aus Gelsenkirchen nicht verborgen geblieben sein. Ich stelle mir vor, dass Brechts Buch Limpert dazu angeregt hat, auch *seines* mit Fotos – Zeitungsfotos, Bildmaterial der Deutschen Presseagentur – zu kombinieren, und dies nicht nur zu dem Zweck, die knapp 45 Seiten Prosa mit 19 Fotos und 2 Faksimiles aufzufüllen und daraus ein Buch von 70 Seiten zu machen.

In der *Kriegsfiibel* bilden Foto und Text jeweils eine Einheit. Brecht reagierte auf Bilder, auf die er in Zeitungen stieß, versah sie mit gereimten Vierzeilern, kommentierte mit diesen Bildunterschriften das Welt- und Kriegsgeschehen; bei Limpert stehen Bild und Text in einem eher vagen, lockeren Zusammenhang. Die Fotos illustrieren das Erzählte nicht – höchstens so, dass etwa neben einer Textseite mit Erwähnung eines »deutschen Schriftsteller[s, der] gesagt haben [soll], dass erst das Fressen kommt und dann die Moral«, ein Porträtfoto Brechts abgedruckt ist; Referenz Limperts an das große Vorbild.

In *Über Erich* liefern die Fotos keine Vorwände zu Beschreibungen, der Text antwortet nicht auf sie; sie bilden einen eigenen Erzählstrang aus oft bereits bekannten Zeitdokumenten – dem Foto eines mit hintüber gebogenen Kopf und hochgereckten Armen im elektrisch geladenen Stacheldraht hängenden Häftlings; der mit erhobenen Händen aus dem Warschauer Ghetto zur Deportation in die Vernichtung getriebenen Frauen und Kinder; der nach der Kapitulation an einer Mauer mit der Aufschrift »Wir kapitulieren nie!« entlangeilenden Wehrmacht-Soldaten. Diese Bilder-Geschichte läuft neben und zwischen dem Text her und bettet den Bericht *Über Erich* in das Welt-, Kriegs- und Nachkriegsgeschehen von 1933 bis 1953 ein, grundiert das Einzelschicksal mit der »großen« Geschichte, betont den dokumentarischen Charakter des Erzählten.

Drei Nachmittage Bettarrest, während draußen die Freunde kicken; drei Brüder und vier Schwestern mit am häuslichen Tisch; am Sonntag Sonntags- und an Werktagen Volksschule, Unterrichtsfach »Rassenkunde«; Prügel von Rektor Toban höchstpersönlich; Lehre als Polsterer und Sattler im Sauerland – in knappen Sätzen und auf wenigen Seiten skizziert der 1922 in Gelsenkirchen geborene Autor eine Kindheit und Jugend in Nazi-Deutschland; sein Protagonist Erich Trepmil ist schon am Namen – Vorname umfrisiert, Nachname rückwärts gelesen – als Richard Limpert zu erkennen. Dann hat der Krieg begonnen. Im Transport rollt Erich Trepmil mit nach Osten, als Arbeitsdienstmann in einem Bautrupp geht er einer Panzergruppe zur Hand, bewacht Gefangene; wird selbst Soldat und rückt mit der Wehrmacht bis hinunter in den Kaukasus vor. Ein paar Seiten weiter ist Trepmil mit den Eroberern schon wieder auf dem Rückzug: Terek, Halbinsel Kertsch, die Südukraine – wobei ein schwaches, nachtblindes Auge ihm Druckposten verschafft und damit vermutlich auch das Leben rettet; Gefangennahme 1944 in Rumänien; Gefangenenlager bei Taganrog am Asowschen Meer.

Unter den Fotos sind vier nicht von der Deutschen Presseagentur entliehen, stammen vielleicht aus dem Privatbesitz des Autors. Sie zeigen Feldküche, Küchenwagen, Gulaschkanonen, Speisung der Truppe, und wenn ich auch Limpert selbst auf den Aufnahmen nicht erkennen kann und sie vielleicht auch gar nicht Einrichtungen und Soldaten der Panzergruppe zeigen, der er als Arbeitsdienstmann zugeteilt war, so führen sie doch näher als die anderen Fotos im Buch an das im Kontext Erzählte heran: die Erschießung eines Kriegsgefangenen durch einen Gefreiten aus der Feldküche, dem die Nase des Gefangenen, weil jüdisch aussehend, wie er meinte, nicht passte.

Diese Episode scheint mir Dreh- und Angelpunkt des Buches zu sein; und die Kontrastierung des Erzählten mit

den vier Bildern aus dem »Lustig-ist-das-Soldaten-Leben«, in dessen Mitte beiläufig ein Mord geschieht, hebt die besondere Stellung der Passage noch hervor. Beim unbedarften Arbeitsdienstmann Trepmil, dem Zeugen des Mordes, setzt sie einen Bewusstwerdungsprozess in Gang, hilft ihm, bisher Erlebtes und Gesehenes (des Rektors Rassenlehre; Kristallnacht; das aus einer es durchquerenden Straßenbahn wahrgenommene Warschauer Ghetto; die Misshandlung russischer Kriegsgefangener in Minsk) einzuordnen und als Verbrechen zu begreifen. Die folgenden im Buch skizzierten, geschilderten Begebenheiten und Erfahrungen – Kriegstod und Begräbnis von Kameraden, Gefangennahme, »Plenny«-Elend, Krankenbaracke, Gespräche mit Mitgefangenen, der Umgang mit Bewachern, Begegnungen mit der russischen Zivilbevölkerung – wandeln Erich Trepmil zu dem Antifaschisten und Kämpfer gegen Krieg, als der er 1949 in seine Heimat zurückkehrt. »Erlebnisse am Rande beeinflussten seine Gefühle und Empfindungen mehr als die großen, nicht zu übersehenden Geschehnisse«, schreibt Limpert und charakterisiert damit nicht nur die Episode mit dem Küchenbullen und dem Gefangenen, die er mit diesem Satz einleitet, sondern die Anlage des gesamten Buches.

Über Erich erschien 1972 und traf, wenig beachtet, auf eine Gesellschaft, die sich mehrheitlich im Verdrängen der Erinnerung an Kriegs- und Nazi-Verbrechen übte und in Wehrmacht-Soldaten (»Unsere Männer im Osten«) noch immer nur die Opfer (»was haben *die* mitgemacht!«), nicht auch die Täter (»... mitgemacht!«) sah. Mit *Über Erich* erhob Limpert dagegen Einspruch, bekräftigt durch die Autorität persönlichen Zeugnisses.

Es war gerade das Schmucklose, Dokumentarische dieser Prosa, die überzeugten, uns für sein Buch einnahmen. Wir lasen es als Zeitdokument, schätzten es als Tatsachenbericht eines engagierten Kriegsgegners und weniger als bel-

letristisches Erzeugnis – zumal sich Limpert selbst gelegentlich gegen den Verdacht, mit seinen Texten literarisch-belletristische Ambitionen zu verfolgen, lautstark verwahrte. »Literatuuur! – »Literatur« mit fünf ›u‹ geschrieben!« hörte ich ihn tönen, wenn ihm in Sitzungen der Werkkreis-Werkstatt Dortmund, der er in den 70er/80er Jahren angehörte, wieder mal ein vorgelesener Text zu hochgestochen vorkam und er darauf bestand, über dem Wie des Gesagten nicht das Gesagte selbst zu vergessen, das Anliegen gesellschaftlicher Veränderung. Dabei ging er, was ihn betraf, beim Schreiben durchaus formbewusst zu Werke. Auch in Agit-Prop-Gedichten für den Tagesgebrauch erprobte er immer wieder literarische Techniken, verwendete mal Reime und strengen Strophenbau, mal freie Verse; und es waren nicht nur seine Kriegs- und Arbeitererfahrungen im Hintergrund der Texte, sondern auch die künstlerische Gestaltung, die beeindruckten und überzeugten. Mit seiner Biografie setzte er sich vor allem in Prosa auseinander. Neben die Verse gehalten, unterlegen (soweit thematisch verwandt) die Prosatexte die Gedichte so, wie die Fotodokumente den Bericht *Über Erich* unterlegen:

»Der Koks glüht in der Batterie
am Löschurm Feuerschein

Wie war das noch? Ein Mädchen schrie
Ein blutzerfetztes Bein

In Brüssel und in Schitomir
war auch der Himmel rot

vor Jahren. Doch jetzt bin ich hier
gleich gibt es Pausenbrot ...«

(Aus: *Nachtschicht*)

Aufbauend auf *Über Erich*, das kaum verändert übernommen wurde, erschien 1983 *Erich Trepmls Geschichte*, ein Buch, das den Bericht über seinen Weg durch Vorkrieg, Krieg und Nachkrieg um einige Episoden erweitert und über 1953 hinaus fortsetzt: Familiengründung, Mietprobleme, vor allem aber Arbeitswelt, Übertagearbeit auf der Zeche, Alltag in einer Zechensiedlung, Gewerkschaft, Arbeitskämpfe. Im Vergleich zum ersten Buch ist *Erich Trepmls Geschichte* auf das über Zweieinhalbfache angewachsen, erweitert u.a. um die Prosastücke *Über Erich. Zweiter Bericht* aus dem Werkkreis-Buch *Neue Stories* (1977) und um Texte aus dem Band *Wortmeldung & Zwischenrufe* (1979).

Fotos und Faksimiles enthält es nicht mehr.

Mit *Erich Trepmls Geschichte* war die Auseinandersetzung des 1991 in Essen gestorbenen Autors mit seinem Leben und seiner Zeit nicht abgeschlossen. Er veröffentlichte weitere Episoden – etwa in der 1985 von der Werkstatt Dortmund herausgegebenen Anthologie *Ruhrpottriviera* oder noch 1987 in dem Band *Durchs Megafon geflüstert*.

[Über Georg Trakl] (2017)

I.

Abend in Lans

Das Wetter war nicht danach, Touren zu machen. Oben lag Schnee.

Ich kehrte nach Innsbruck zurück, saß unter dem staubigen Rauputz der Bahnhofsterrasse und sah auf das Gedränge der Busse und Autos in der Nachmittagssonne hinaus. Bis zur Abfahrt des Nachtzugs blieben einige Stunden. Am Nebentisch fiel das Wort »Lans«, gedehntes »a«, mehr »o« als »a«; ich hörte es einige Male, bis ich verstand, was es meinte ...

Die Nacht und sprachlos ein vergessenes Leben.

Es war nicht schwer, nach Lans zu gelangen. Vor dem Bahnhof stieg ich in die Linie 6, die Straßenbahn schob sich durch den Feierabendverkehr und verließ die Stadt, schräg einen Hang hinauf. Durch Lücken im Hochwald sah ich über das Tal hinweg auf die verschneite Bergkette. Aus dem weißen Gehöcker hingen Lawinen herab, im Grün der Hänge erstarrt.

Wanderschaft durch dämmernden Sommer.

Von der Haltestelle führte ein Sträßchen durch Maisfelder dorthin, wo über den Stauden Hausdächer und ein Kirchturm zu sehen waren. Ich ging durch die Felder um den Ort herum und durch die Dorfstraße zurück. Vor der Kirche blieb ich vor einem Stein zu Ehren der Toten der Jahre 1914-18 stehen. Darunter war eine kleine Tafel angebracht, ich las die Namen, Geburtsdaten und Sterbealter von sieben Gefallenen einer Schlacht des Tiroler Aufstands 1809 – der jüngste war 22 Jahre alt geworden, der älteste 39. Ich betrat die Kirche, hinter mir fiel das Licht der Sonne zur Tür herein und legte meinen Schatten in den Gang zwischen den beiden Reihen der Bänke unter den ver-

goldeten Engeln und Heiligen, bis an das Gitter vor dem Altar.

*Unter getünchten Bogen,
Wo die Schwalbe aus und ein flog, tranken wir feurigen
Wein.*

Später, schon von der Haltestelle aus, sah ich über den verschneiten Gipfeln auf dieser Talseite den Mond aufgehen. Ein Bogen weißer Materie wuchs aus einer weißen Kuppe heraus, wurde größer und rund, löste sich ab und schwebte im Blau.

Schön: o Schwermut und purpurnes Lachen.

Ich war der einzige Fahrgast zurück, von einem jungen Mann abgesehen. Er stand, die eine Hand in einer Halteschleife, im Bug der Bahn hinter der Fahrerin, mitschaukelnd in dem Stoßen und Schaukeln, und unterhielt sich mit ihr, während das große, inwendig erhellte und gegen die Dunkelheit spiegelnde Gehäuse aus Glas und Metall durch den Wald sauste, wieder hinab.

II.

Trakl-Translations?

*[Nachwort zu einem Gedichtband des Steinfurter Autors
Matthias Engels]*

trakl translations nannte Matthias Engels die vorstehenden 25 lyrischen Experimente wohl nicht nur des Stabreims wegen. Aber muss, um Trakl zu verstehen, sein Deutsch in ein gegenwärtiges – oder als gegenwärtig angenommenes – *übersetzt* werden? Trakls Sprache war schon im sprachexperimentellen Umfeld des Expressionismus etwas Besonderes, das Material eines von der Alltags-Kommunikation abgehobenen, antiquierten Wort- und Bildkosmos, und gerade deshalb Mittel, um existenzielle Konflikte und Befindlichkeiten der Moderne auszudrücken – auf eine Weise, die immer noch unmittelbar anspricht.

The Concise Oxford Dictionary weist unter »translate, translation« auf die Möglichkeit auch eines mechanischen Verständnisses hin: Übersetzung als Vorrichtung und Vorgang in einem Getriebe. Die Geschwindigkeit der Fortbewegung in Trakls Gedichten ist die des Fußgängers, verweilend, betrachtend, dahingleitend in einem Ruderboot. Engels' Texte schalten da mitunter einige Gänge höher, beschleunigen, verwandeln die innere Unruhe Trakls in Tempo. In *Signaltöne* (worunter ich mir Hupenklänge vorstelle) werden so aus Reitern Radfahrer, und in der zweiten, der Nacht-Hälfte dieses Gedichts ist der beschauliche Kreis von Hirten um ein Feuer (*Trompeten*) einer rasanten Autofahrt mit aufgeblendeten Scheinwerfern gewichen. *Verklärter Herbst*, von Trakl vom Boot aus gesehen, wird zu einem »im auto sitzen und betrachten / wie schön die kulissen vorbeiziehen«.

Wo das Draußen schnell vorüberauscht und damit sich die Zeit, komplexe Bilder aufzufassen, entsprechend verkürzt, führt dies zu einer Erscheinung, mit der vor allem (Fremdsprachen-)Übersetzer von Gedichten (wenn auch aus andern, in der Beschaffenheit der Wörter liegenden Gründen) zu tun haben: Reduzierung der Vieldeutigkeit des Ausgangstextes, Beschränkung oft auf wenige Aspekte. Aber Engels' Gedichte sind eben keine Übersetzungen im herkömmlichen Sinn.

Aus – oder vielmehr *auf* – dem reduzierten Ausgangsmaterial entsteht bei ihm Neues, anstelle des mythologischen Unterbaus aus singenden Hirten, Feuerkreis und »Hains uralte Trauer« etwa erscheint das eindrucksvolle Bild einer nächtlichen Autofahrt mit plötzlich auftretendem Wildwechsel. Wobei Trakls »Kirchhof«, »Hirsche«, »Tanzende« nun mit »oldies im Autoradio«, »Signaltönen« (Hupenklängen), Scheinwerferkegeln und »schwarzer wand des waldes« reagieren und mit ihnen neue Assoziationsfelder aufschließen.

Beim Blick in den Maschinenraum der Gedicht-Duette und dem Versuch, auch für die anderen *trakl translations* das jeweilige Übersetzungs-Verhältnis zu bestimmen, zeigt sich, dass Engels beileibe nicht nur beschleunigt hat. Immer wieder nehmen seine Texte den Schritt Trakls auf, passen sich seiner Geschwindigkeit, seinem Rhythmus, seiner Stimmung an. Zu beobachten ist dies vor allem an den »Translations« der meist gereimten Gedichte aus Trakls früher (*Zeitalter, Leuchtende Stunde*) und mittlerer Schaffensperiode (*Im roten Laubwerk ...*, *Winterdämmerung, Musik im Mirabell*). In *Unterm zugewachsenen balkon* werden die Eindrücke »im vorübergehen« registriert; *Goldene stunde* umkreist einen Waldrand mit feiernden, hinter Hecken »ineinander ertrinken[den]« Jugendlichen; *Deep house* führt an Rollator-schiebenden Senioren im Park vorbei nach Hause; in *Zu abend, mein herz geht's* »angeschlagen durch die Stadt« – alles zu Fuß.

Man könnte sich unter »Translation« auch so etwas wie ein Übersetzen über einen Fluss vorstellen, eine Fähr-Bewegung von Gedicht zu Gedicht, ein Übersetzen über die mehr als 100 Jahre seit Trakl: Aus dem, was sich nach langer, stürmischer Überfahrt aus der alten Versfracht noch als brauchbar erweist, erschafft der Nachgeborene, zusammen mit eigenen Wort- und Bild-Materialien, neue Texte. Im englischen Wort ist diese Bedeutung – »Übersetzen« – nicht enthalten, wohl aber in »translatio«, dem lateinischen Ursprung: Übertragung, Versetzung, Verlegung, Vertauschung (der Zeiten).

Den Trakl-Gedichten und -Bildern zeichnet Engels eigene Gedichte ein, übermalt die älteren Texte, entwickelt aus ihnen heraus seine Verse, teils den vorgegebenen Linien folgend, vorhandene Farben aufnehmend; teils von ihnen abweichend, Kontraste setzend. Oder er zieht, wie mit Cursor und Maustaste, Gedichtteile in seine Gedichte herüber, um sie im »photoshop« (*Umbra vitae*) seiner Gedichtwerkstatt zu bearbeiten. Aus »Einsamer Weiher am

Abend« wird »abendlicher park in der vorstadt«, ein »Vogelzug« mutiert zu »flugzeuge«.

Nicht zuletzt sind seine Texte eine Hommage à Trakl. Sie lassen sich wie Folien auf Trakls Gedichte legen, heben hier Ausschnitte, Bezüge, Bedeutungen hervor, verdecken dort andere, sie fordern auf, noch einmal durch diese poetische Brille drauf zu sehen, um in dem vielleicht schon Bekannten, oft Gelesenen Neues zu entdecken.

Trakl scheint sich ebenfalls schon mit »Translations« befasst zu haben, auch unter den hier aufgeführten Texten finden sich Beispiele: In der früh entstandenen *Ballade* z.B. nahm er sich ein Gedicht seines damaligen literarischen Vorbilds Hugo von Hofmannsthal, *Die Beiden*, vor und transformierte dessen Jugendstil-Motive (jugendlicher Reiter, Mädchen, das ihm den Becher Wein reicht, der von beiden verschüttet wird) ins Düstere, Groteske (wobei er den Vers »Sie trug den Becher in der Hand« fast wörtlich übernahm).

Aus: Abgründige Einfachheit

Versuch über den Lyriker Hugo Ernst Käufer (2016)

I.

Auf Lyrik Hugo Ernst Käufers stieß ich zum ersten Mal in der Anthologie *Der Frieden ist eine zarte Blume*, die 1981 in der Bochumer Edition Wort und Bild erschien und zwei seiner Gedichte enthielt. Beide stammten (was ich damals allerdings nicht mitbekam) aus einem kurz zuvor im schwedischen Viken verlegten zweisprachigen Bändchen, mit der Überschrift des einen Textes als Titel:

»Solange wir fragen

Solange wir fragen
nach dem Wie und Warum
nach dem Jetzt und Später
nach der gerechten Verteilung
der Arbeit, des Lohns
nach der Ächtung der Kriege
nach der Vertreibung des Hungers
solange wir fragen
auf Antworten beharren
verunsichern wir die Mächtigen
beim Ausverkauf der Zukunft
stören wir die Fallensteller
beim Vermarkten unserer Träume«

Ich kann mich nicht erinnern, dass mich dieses oder auch das andere Gedicht – Titel: *Die kleinen Schritte* – beeindruckt hätten. Die beiden schienen mir zu allgemein, zu unverbindlich, zu wenig explizit politisch im Vergleich zu manch anderem Text in diesem Antikriegs-Buch, in dem die damals aktuelle Diskussion um Neutronenbomben und NATO-Doppelbeschluss wiederholte; zugleich zu einfach, zu wenig literarisch zwischen den Gedichten eines Josef Reding, einer Lilo Rauner oder eines Michael Klaus.

Hugo Ernst Käufer, mir eine Generation voraus, lernte ich bald auch persönlich kennen, und ich merkte schnell, dass er ein wichtiger Mann für den Literaturbetrieb im Ruhrgebiet und darüber hinaus war: Herausgeber, Anreger und Vermittler, Förderer von Autoren; und tatsächlich – ohne dass ich mich groß darum bemüht hätte, nur eben dadurch, dass ich schrieb, meine Texte vorzeigte, sie manchmal in Zeitschriften und Anthologien unterbrachte, auf Lesungen vorstellte – geriet ich in den publikatorisch hilfreichen Sog dieses etwas vierschrötig, infolge seiner Kurzsichtigkeit oft unbeholfen wirkenden, mir (dem Einwanderer aus Bayern) irgendwie solide-westfälisch erscheinenden Mannes; fühlte mich von ihm wertgeschätzt und zum Schreiben ermuntert, sah mich gefördert, las meine Texte in von ihm herausgegebenen Anthologien. Er setzte sich für meine Aufnahme in den *Verband deutscher Schriftsteller (VS)* und in die Europäische Autorenvereinigung *Die KOGGE* ein und trug als Initiator und Vorsitzender der *Lilo und Walter Rauner Stiftung zur Förderung der Lyrik in NRW* sicherlich auch dazu bei, dass ich als Preisträger der Stiftung einen Lyrikband veröffentlichen konnte.

Ich nahm Käufer natürlich auch als Autor, als Lyriker wahr; hörte ihn auf Lesungen mit seiner festen, jedes Wort einzeln in den Raum setzenden Stimme Texte vortragen, erwarb die eine oder andere seiner Publikationen und stellte sie zuhause ins Regal, las die Texte gelegentlich noch einmal nach – sie schienen mir eher das Sekundäre an seinem Wirken in der Literatur zu sein, und oft hatte ich den Eindruck, dass andere in seiner Umgebung dies nicht anders sahen. Hugo Ernst Käufer war der Doyen der Literatur im Ruhrgebiet und in Westfalen, der für Autoren immer ansprechbare gute Mensch von Witten, Bochum oder Gelsenkirchen, und nicht so sehr ein Lyriker, ein Lyriker nur unter anderen; und seine Lyrik wurde mit in Kauf genommen, gelesen und gehört, weil sie die Lyrik

eben des Doyen war.

Mit Augenzwinkern hat Wolfgang Körner in einem Beitrag zum 50ten Geburtstag Hugo Ernst Käufers 1977 den Lyriker in der Interaktion – oder soll ich sagen: in der Verstrickung? – mit seiner literarischen Umgebung skizziert:

»Wer sonst soll sich in diesem Lande [...] um das [...] Pflänzlein Literatur kümmern, wenn nicht Hugo Ernst: Herausgeber [...] Wegbereiter [...] Berater von Autoren, Juror [...] streitbarer Lyriker (und Kenner der Lyrik von Rang!), dessen Rußland-Impressionen [damals Käufers aktuelle Publikation] ... deshalb so knapp, kurz und stringent geworden sind, weil, immer wenn Hugo ein Gedicht angefangen hatte, ein Autor anrief und etwas von ihm wollte, und da hat er geraten und überlegt und nachgedacht, wie er einen Lyrikband entbinden helfen konnte, oder er hat für eine Rezension Bücher besorgt oder oder oder, und wenn er dann zurück an seinen Schreibtisch ging, da hat er das Gedicht nicht weitergeschrieben und ein neues Gedicht angefangen [...].«

Direkter äußerte sich Josef Reding in seiner Ansprache zu Käufers 75. Geburtstag 2002:

»Es gehört zu den Merkwürdigkeiten, daß bei einem Autor, dessen Vielseitigkeit und sein sozialer Einsatz bekannt sind, das eigene literarische Lebenswerk zu wenig wahrgenommen und gewürdigt wird. Davon ist auch Hugo Ernst Käufer betroffen.«

Redings Bemerkung war ein Wink mit dem Zaunpfahl; er machte sie im Hinblick auf den *Literaturpreis Ruhrgebiet*, der, wie er meinte, endlich einmal auch an Hugo Ernst Käufer zu verleihen sei. Ob mit, ob ohne Redings Schüt-

zenhilfe – Käufer erhielt noch im November die Auszeichnung. Mit Hinweis auf den Ausspruch einer Romanfigur der Preisträgerin des Vorjahrs, Brigitte Kronauer («Was ich immer bewunderte an Männern? Die Besessenheit von einer Idee, die Unabhängigkeit von der Meinung anderer...»), führte die Jury zur Begründung an,

»daß sich Hugo Ernst Käufer in seiner Arbeit als Herausgeber, Literaturförderer, Mitbegründer des ›Werkreises Literatur der Arbeitswelt‹ und Mentor zahlreicher junger Autoren eine bisweilen skeptische, stets aber unbestechliche ›Unabhängigkeit von der Meinung anderer‹ erhalten hat, durch die er für Josef Reding sogar zum »Literaturkumpel«, für Liselotte Rauner aber auch zum notwendigen »Schlafstörer und Schrittmacher« wurde. Die skizzierte Unabhängigkeit ist schon vielfach gewürdigt worden und zeichnet den Literaturförderer Käufer im Sinne des Zitats aus Kronauers Roman als durchaus ›bewundernswert‹ aus. Dieser Bewunderung gibt die Jury deshalb mit dem diesjährigen Literaturpreis Ruhrgebiet einen adäquaten Ausdruck.«

Und der »grauköpfig gewordene Wortarbeiter« (Käufer über sich) fügte sich diesem Muster und zeigte sich in seiner Replik sogleich wieder als der Literaturförderer, als der er gerade ausgezeichnet worden war – erinnerte an einen vergessenen Herner Literaten und fand es angebracht, eine Straße nach ihm zu benennen; begründete ausführlich Forderungen nach besserer finanzieller Ausstattung der Bibliotheken, nach Ansiedlung eines Literaturhauses in der Region. Erst ganz zum Schluss kam er mit einem »kurzen Text, der mit meiner Poetik zu tun hat«, wie er sagte, auf seine literarische Produktion zu sprechen:

»Schreiben

Das Wesen
des Schreibens
heißt Überleben

Ohne Erinnerung
hat die Zeit
kein Gesicht«

II.

Die zweite Strophe von *Schreiben* ist auch der Titel eines Sammelbands, der bereits 1997 erschienen war: *Ohne Erinnerung hat die Zeit kein Gesicht. Gedichte aus zwanzig Jahren*. Er enthält – neben den um einige neue Stücke vermehrten Zyklus *Unaufhaltsam wieder Erde werden* von 1976, den Käufer zu den wichtigen Büchern zählte, die er veröffentlicht hat, und neben Zyklen wie *In späten Jahren* und *Kartoffelkrautfeuer* – auch die beiden Gedichte aus der Antikriegs-Anthologie von 1981, die ich schon kannte. Oder zu kennen glaubte.

Mehr als 15 Jahre nach der ersten Begegnung fiel mir an dem Gedicht *Solange wir fragen* der kunstvolle Bau der Aufzählungsreihe auf, die dem ersten Vers folgt. Ein präzisierender Einschub (»der Arbeit, des Lohns«) lockert die Litanei auf, unterbricht sie mit einem kleinen rhythmischen Absatz und stellt die Optik des Gedichtes schärfer, hebt aus den noch unbestimmten »Wie und Warum« und »Jetzt und Später« Konkretes heraus: »gerechte Verteilung / der Arbeit, des Lohns«, »Ächtung der Kriege«, »Vertreibung des Hungers«. Wobei die Verse mit Assoziationen spielen, die Bedeutung der Begriffe umdrehen. Nicht »Ächtung« von Menschen, sondern Ächtung dessen, was mit der Ächtung von Andersdenkenden und -gläubigen

befeuert wird: »der Kriege«; nicht Vertreibung von Bevölkerungsgruppen und Ethnien, sondern »des Hungers«. Vermutlich hatte ich schon 1981 registriert, dass der erste Vers nach einigen Versen wiederholt wird; mir aber nicht klargemacht, was dies für den Rhythmus und die Konstruktion des Gedichts bedeutet. Die Wiederholung des Verses »Solange wir fragen« stoppt die Aufzählungsreihe; das Gedicht setzt, verstärkt um das parallele »auf Antworten beharren«, noch einmal an. Durch die Wiederholung gewinnt es Eindringlichkeit und Spannung; holt Schwung, um – ohne die Balance der Verse zu stören – über die Aufzählung von Sachverhalten und das bloße Skizzieren eines zu ändernden Zustands hinweg auf Widerstand umzuschalten und die Möglichkeit politischen Handelns ins Spiel zu bringen. Versuchsweise dachte ich mir die beiden Zeilen, die Vers-Wiederholung und ihre Verstärkung, aus dem Gedicht einmal weg: die kunstvoll aufgebaute Aufzählung läuft ins Leere, die »Botschaft« geht in einer auf einmal holpernden Satzkonstruktion unter. In der zuerst abgedruckten Fassung (1981) waren die beiden abschließenden Hauptsätze Wort für Wort parallel konstruiert (»verunsichern wir [...] beim [...] / stören wir [...] beim [...])«. Inzwischen hatte Käufer das Gedicht überarbeitet und die Metapher »Fallensteller« aus der vorletzten Zeile getilgt. Möglicherweise war er zu dem Schluss gelangt, dass das Bild des Fallenstellers, das an Pelztierjäger, an Lauerer im Hinterhalt denken lässt, zwar gut zu »Träume«, aber nicht so gut zur Bildfolge von »Mächtigen«, »Ausverkauf« und »Vermarkten« stimmt. Mit dieser Korrektur reduzierte und verzerrte er den parallelen Verlauf der Sätze – und steigerte die Wirkung noch. Die Verknappung raut die Satzmelodie auf und führt auch in den letzten beiden Versen zu einem Rhythmuswechsel, lässt das Gedicht (für mein Lese-Gehör zumindest) dissonant – und damit dem Inhalt genauer ent-

sprechend – ausklingen: »...verunsichern wir die Mächtigen / beim Ausverkauf der Zukunft / stören wir die Vermarkter / unserer Träume«.
Auch das zweite Gedicht aus der Anthologie von 1981 sah ich mir jetzt genauer an:

»Die kleinen Schritte

So einfach
ist der Frieden:
das Bett zum Ausruhen
die Liebe
um nicht
allein zu sein
das Brot
um satt zu werden
der Arbeitsplatz
um teilzuhaben
das Buch
um etwas zu lernen
das freundliche Wort
für den türkischen Nachbarn
das Ja zum Wir

Die kleinen Schritte
auf dem Weg
zum Glück

Der Frieden
fängt ganz unten an«

Eigentlich besteht das Gedicht nur aus einer Reihe lockerer Einfälle zum Thema »Frieden«; Begriffe wie »Bett«, »Liebe«, »Brot«, »Arbeitsplatz«, »das Buch« geben den Takt an. Zuerst war ich versucht, sie mit Schlägen auf eine Handtrommel zu vergleichen, kurz mit den Fingerspitzen

angetippt, nicht allzu laut. Dann aber erschien mir der Vergleich, den das Gedicht selbst vorgibt, doch passender, und ich ließ die Trommel im Hintergrund. Es sind Schritte, mit denen sich die Aufzählung vorwärtsbewegt, und mit jedem dieser Leit-Begriffe kommt die Reihe einen Schritt weiter. Wobei die Schrittlängen – die Abstände und Zeiträume zwischen den Leit-Begriffen, dem Aufsetzen der Füße – wechseln; mal sind es zwei Worte und vier Silben (»zum Ausruhen«), mal fünf bzw. sechs (»um nicht allein zu sein«), mal vier bzw. fünf – und so weiter, die Reihe durch.

Um noch mal die Trommel zu bemühen: die einsilbigen Begriffe (»Bett«, »Brot«, »Buch«) müsste sie mit jeweils einem Schlag, die zwei- und mehrsilbigen (»Liebe«, »Arbeitsplatz«, »freundliches Wort« usw.) mit entsprechend zwei oder mehr Schlägen auf das Fell markieren; auf Schritte übertragen, stellt sich die Vorstellung eines mal einfachen, mal mehr oder weniger nachfedernden, hüpfenden Aufsetzens des Fußes zum Takt der Trommelschläge ein. Und der Eindruck einer tänzerischen Vorwärtsbewegung wird dadurch verstärkt, dass jeder Vers anders *in* und immer ein wenig auch *aus* der Reihe tanzt. Mal ist das erläuternde Attribut mit einem »zum« (»zum Ausruhen«) an den Leit-Begriff gehängt, mal mit einem »um«, mit mehreren »um« hintereinander, dann wieder mit »für«, und jedesmal ändern sich der Klang der Verse, die Richtung der Schritte ein wenig; die angehängten Erläuterungen – »zum Ausruhen«, »um nicht allein zu sein« etc. – verstärken den Eindruck des Leichten, Spielerischen noch.

Ein Bett ist ja nicht nur »zum Ausruhen« da, die Liebe nicht nur, »um nicht allein zu sein«, der Arbeitsplatz nicht nur, »um teilzuhaben« – aber gerade dadurch, dass diese Erläuterungen wie aus der Luft gegriffen scheinen, dass sie das Thema nur antippen und nicht gleich alles, was vielleicht auch noch dazugehört, umfassen wollen, öffnen sie

Bedeutungsräume, mit jedem Leit-Begriff neue. Es ist keine geschlossene Vers-Kolonnie, die da im festen Gleichschritt vor dem Leser auf- und vorbeimarschiert, sondern ein Vorbei-Getänzel mit kleinen Schritten.

Mit »Ja zum Wir« bricht, ohne erläuternden Zusatz, die Reihe ab. Die Handtrommel im Hintergrund setzt aus, und bevor mit der nächsten Strophe die »kleinen Schritte« wieder aufgenommen werden, entsteht ein Zwischenschritt Stille. Die Reihe wird nicht mehr im gleichen Modus fortbewegt. Der nächste Schritt nimmt alle bisherigen Schritte in sich auf und fasst sie in eine neue Tanzfigur zusammen, in eine Drehbewegung vielleicht in Richtung Utopie, »dem Weg zum Glück«, auf dem schon nach drei Versen wieder ein Schritt Stille folgt, und nach dieser Strophen-Zäsur kommt epigrammatisch kurz und bündig mit einem Doppelschritt (»Der Frieden / fängt ganz unten an«) die Reihe zum Stehen.

Wahrscheinlich lag es an der geradezu provozierenden Unbedarftheit dessen, was Frieden sein oder wodurch er herzustellen sein sollte – diesen (angesichts von NATO-Doppelbeschluss und Antikriegs-Massenprotesten) mir viel zu kleinen Schritten –, dass ich das Gedicht damals nicht weiter beachtet und vor allem nicht erkannt hatte, wie sehr es auch in seiner Form und seinem künstlerischen Ausdruck ein Friedensgedicht ist. Mit seinen Tanzschritten unterläuft es den Marschtritt der Soldaten *und* das selbstgewisse Geradeaus mancher Friedens-Marschierer, die, wie ich, mit ihrem aufs Große-Ganze eingeschränkten Blick die kleinen Schritte übersahen. ...

Der Pott kocht¹

Die Wahrheitsarbeit der Krimi-Autoren (2000)

Beim Krimi-Lesen sollte man nicht vor-blättern und nachsehen, wie es ausgeht und wer der oder die Täter(in) sind. Man bringt sich um die Spannung – eine Binsenweisheit, und nicht ganz richtig. Krimileser schätzen oft das Vor-Wissen, das den Lese-Genuss durchaus erhöhen kann, weil es eine genauere Beobachtung der Handlung und der Akteure erlaubt.

Wer bei dem vorliegenden Krimi-Buch *Der Pott kocht. Geschichten zur Criminale 2000* aber vor-blättern will, muß dies 18mal tun – 18 Geschichten von 14 Autoren und 5 Autorinnen von A wie Jürgen Alberts bis W wie Gabriela Wollenhaupt versammelt der Band, herausgegeben von dem Essener Krimi-Duo H.P.Karr und Walter Wehner, die selbst eine Geschichte (*Die Begleiterin*) beigesteuert haben. Und wer das Buch zunächst ganz hinten aufschlägt, stößt nicht auf die kriminalistische Auflösung, sondern auf ein paar spannende Gedankengänge zum Genre – Jürgen Lodemanns Nachwort über die «Wahrheits-Arbeit der Krimi-Autoren»:

»Krimi-Autoren haben eine verhängnisvolle Liebe zu Kommissaren und ›Detektiven‹. ... Sie schicken Leute los, immer häufiger auch Frauen, die rauskriegen sollen, was wirklich passiert ist. Während andere Autoren als Dichter beträchtlich über den Wolken schweben und sich oft einen Dreck um das kümmern, was unten in unseren alltäglichen Milieus hart gegeneinanderstößt, schufteten Krimi-Schreiber sich ab mit eben diesen Milieus, mit Fakten und mit Schmutz, schaufeln darin herum, als wäre wirklich und wahrhaftig zu ermitteln, was tatsächlich mal ablief und warum.«Der vorliegende Band liefert 18 Belege für

¹ *Der Pott kocht: Geschichten zur Criminale 2000*, hrsg. von H.P. Karr & Walter Wehner, Arka-Verlag Essen 2000, 265 Seiten.

diese »Wahrheitsarbeit« und ihre Ergebnisse, gibt Einblick in die Vielfältigkeit, die dieses scheinbar auf bestimmte Handlungsmuster, Grobstrukturen und Bereiche der Gesellschaft festgelegt Genre durchaus sich bewahrt hat; sinigerweise wird der Band durch eine Parodie auf Kriminalgeschichten, ihre Verfahren und Strategien eröffnet (Jürgen Alberts, *J.B. Cool und das Ende der Demokratie*). Die meisten Geschichten spielen zwischen Sauerland und Ruhrgebiet in mehr oder weniger vertrautem Gelände, aus dem es dann aber ins Untergründige geht, in ein tödliches Geflecht aus Umweltproblematik, Eros und Tod (Sabine Deitmer, *Die richtigen Entscheidungen*), in die virtuelle Welt der Daten, in denen Menschen verschwinden und wieder zum Leben erwachen (Klaus Frahm, *Ausgelöscht*), in die Industriebrachen mit ihren tristen Hinterhoffirmen am Rande und jenseits der Legalität (Amanda Fuchs, *Der Dreh mit dem Öl*), in die Lokalpolitik (Jörg A. Herber, *Grabenkämpfe*), in ein Pfarrhaus im Sauerland (Kathrin Heinrichs, *Lobet den Herrn*), in dem ein Mord geschieht, und und und.

Es ist nicht unbedingt immer die Welt der Fakten, die sich im Gewand des Realistischen präsentiert; manchmal erscheint darin auch Phantastisches (Wolfgang Burger, *Willkommen in der Zukunft*) oder Wunschträume – zwei Geschichten enden damit, dass die Detektive – im einen Fall ein Polizist, im anderen eine Hausfrau – sich die Beute aus Banküberfall bzw. Erpressung unter den Nagel reißen und sich damit das Leben verschönern (Heinrich Peuckmann, *Gerechtigkeit*, und Jano Lubliner, *Plus Schweigegeld*).

In einigen Fällen stößt die Schaufel der Wahrheitssucher auf wahrhafte Märchen, Kriminalmärchen, schön und schaurig wie bei Grimm's, nur schnoddriger erzählt, eben Geschichten aus unserer Zeit, und nicht die schlechtesten in diesem Buch: Jörg Juretzka, *Only the Lonely*, und Peter Schmidt, *Saubermänner*.

Man braucht Jürgen Lodemanns Nachwort nicht in allem

zu folgen: Um Fakten, Schmutz und Gegensätze geht es sicherlich auch in der Nicht-Kriminal-Literatur, sofern es ernstzunehmende Literatur ist, und darum geht es wiederum eben auch bei Krimis. Nicht die Tatsache, dass es Kriminalliteratur ist, verschafft den Texten Gewicht, sondern was der jeweilige Autor, die jeweilige Autorin aus ihrem Material »Wirklichkeit« gemacht haben. Das an den vorliegenden 18 Geschichten zu verfolgen, ist allein schon des Lesens wert.

Natürlich kann man das Buch – und das ist sicherlich das Bessere – einfach nur darum lesen, weil gute, spannende Geschichten drin sind, und man sich unterhalten lassen will, und man wird nicht enttäuscht.

Im Llano estacado (1998)

Mit 10 oder 11 Jahren versuchte ich zum ersten Mal, einen Roman zu schreiben. E i n e n Satz wusste ich schon: *Fünf Männer ritten durch die Wüste des Llano estacado*. Ich hob die schwere gusseiserne Schreibmaschine aus dem Kasten und auf den Wohnzimmertisch, im Kopf den zugeflogenen Satz, der nach Niederschrift und Fortsetzung verlangte und der noch immer da ist. Ich bin mir nur nicht sicher, ob die Zahl stimmt; können auch *sieben* gewesen sein. Ich schnitt einen Stapel Papier zurecht, so hoch wie ein Karl-May-Buch dick, auch im Format identisch, und stopfte und drehte das erste Blatt in die Maschine.

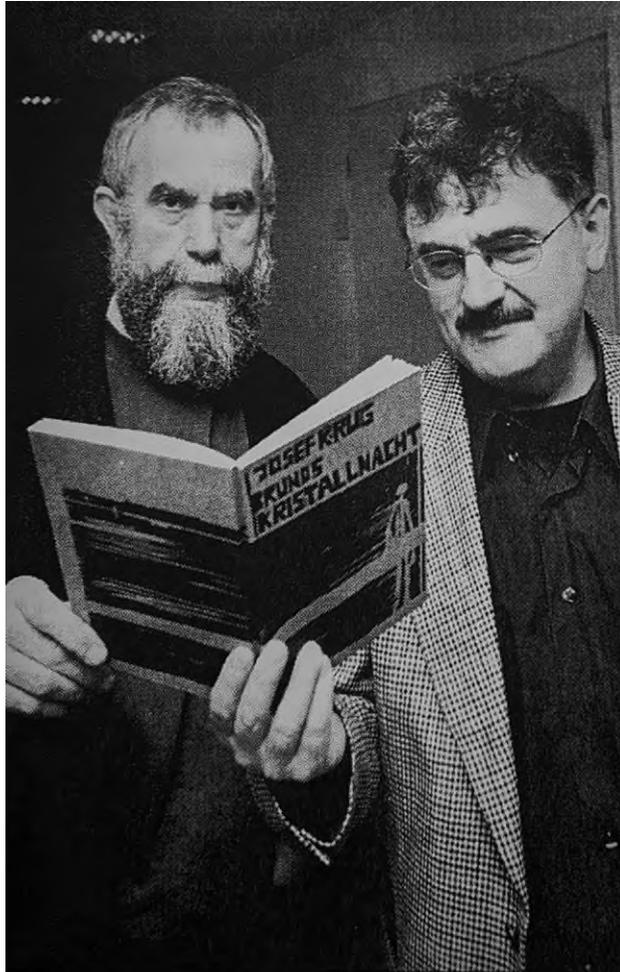
Schreiben war für mich immer das Schreiben in Schulheften gewesen, *Trenne nie s-t!*, *Mein schönstes Ferienerlebnis*, *Wie ich meiner Mutter im Garten half* – mühselige Fortbewegung der Füllerspitze auf dem linierten Papier durch alle die Schnörkel, Schrägstriche und Punkte der lateinischen Schrift; oder das von den Eltern angeordnete Abfassen von Briefen, *Lieber Opa, liebe Tante, wie geht Euch, mir geht es gut*, und damit war der Kopf erst einmal wieder so leer wie der große Rest der Seite vor mir, und jedes weitere Wort wurde zur Qual. Es war mir unbegreiflich, wie jemand die vielen Seiten eines Buchs mit dieser makellosen Abfolge von Zeilen und Absätzen, Beschreibungen und Wortwechseln füllen konnte, aus denen beim Drüberlesen und Einatmen des Papiergeruchs die Abenteuer stiegen, und ich erklärte es mir so, dass das Schreiben von Romanen, zumal von Romanen wie denen von Karl May, wahrscheinlich überhaupt nichts mit geschriebener Schrift zu tun hatte. Das, was ein Schriftsteller erlebte oder sich vielleicht auch nur ausdachte, prägte sich irgendwie mit diesen leseflinken Druckbuchstaben den Büchern ein. Warum nicht selber einmal diese Zauberei ver-

suchen? Ich musste ja vielleicht nur unsere alte Schreibmaschine, auf der mein Vater im raschen wechselweisen Auf und Nieder seiner Zeigefinger gelegentlich einen Geschäftsbrief tippte, und das auf Buchgröße zurechtgeschnittene Papier zusammenbringen, damit daraus auch ein Roman entstünde, der dann nur zwischen zwei Buchdeckel unter ein buntes Titelblatt und in die Leihbibliothek gebracht werden musste, um an die Leser zu gelangen. Ich rückte die Maschine etwas vom Tischrand ab, stützte den Unterarm auf; und indem der Zeigefinger über der Tastatur zu suchen begann und hinabstieß, versuchte ich in e i n e m Durchgang zu erledigen, was auf die Reihe zu bringen mir seither je länger, desto weniger gelingt, Schreiben, Druck und Publikation.

Mit dem ersten Wort, eigentlich schon mit dem ersten Buchstaben des Wortes »Fünf« (bzw. »Sieben«), begann das Scheitern. Der Typenhebel schnellte zurück und gab den Blick auf ein »F« (oder »S«) frei, das größer als die Buchstaben in den Karl-May-Büchern geraten war. Das Schriftbild stimmte nicht, nicht die Platzierung auf der Seite; und das folgende »ü« (oder »i«) kam deutlich blasser neben dem Vorgänger zu stehen. Das »n« beziehungsweise »e« war wieder kräftiger, die Schwärze hielt sich, und dann auf einmal, etwa ab dem »ritten«, verloren die Buchstaben mehr und mehr Farbe und waren zuletzt nur eine undeutliche Gravur im Papier. Ich zog an Hebeln, ich schüttelte die Maschine durch – nun lief das Farbband wieder. Ich beugte den Kopf über die Tasten, die Fingerspitze suchte, fand, fand und suchte, und als ich aufsaß, waren die Buchstaben über den Rand hinaus auf der schwarzen Walze verschwunden. Ich verschrieb mich immer wieder, x-te aus; alles dauerte, kostete Such- und Tipparbeit, um – bei höchster Konzentration auf den rein mechanischen Vorgang – auch nur den ersten Satz hinzukriegen: *Fünf* (oder: *Sieben*) *Männer ritten durch die Wüste des Llano estacado.*

Er war kaum leserlich und sah schon gar nicht wie ein erster Satz in einem Buch aus.

Ich weiß nicht mehr, wie weit ich über diesen Satz hinausgekommen bin. Ich sehe mich ein Blatt etwa im DIN-A5-Format aus der altmodisch hohen, schwarzlackierten Schreibmaschine reißen, die Seite kaum zu einem Viertel mit Buchstaben bedeckt. Wahrscheinlich war das Papier in der Walze lose geworden und beim Tippen mehr und mehr verrutscht – die letzten Zeilen biegen sich nach unten, brechen und bröckeln ab. Bevor mein kleiner Trupp von fünf oder sieben Männern auf Pferderücken sein erstes Abenteuer fand, war er schon aufgerieben. Die Wörter bockten, stoben auseinander, sie stürzten nieder, blieben liegen und zerfielen in ihrem Llano estacado, der Wüste unbeschriebenen Papiers.



Mit Horst Dieter Gölzenleuchter, bei einer Buchvorstellung von »Brunos Kristallnacht«, 1998. Foto: WAZ.

Nachwort

Josef Krug beginnt und beendet die vorliegende Textauswahl mit autobiografischen Gedanken über das Schreiben. Mit Reflexionen darüber, wann sein Interesse an Literatur erwachte und wann es bei ihm den Wunsch auslöste, selbst zur Feder zu greifen. Sein Einstieg verlief dabei über klassische »Jungensbücher« – Karl May, James Fenimore Cooper, die Tecumseh-Reihe Fritz Steubens und Abenteuerbücher über ferne Länder. Mit zehn oder elf Jahren entstand dann der kühne Plan, selbst einen Roman zu schreiben – ein, wie sich herausstellte, noch ziemlich naives und entsprechend mühsames Unterfangen, zumal der Umgang mit einer schweren, gusseisernen Schreibmaschine noch gänzlich unvertraut war. Aber immerhin: Der Eröffnungssatz des Romans, »Fünf Männer ritten durch die Wüste des Llano estacado« stand ein für alle Mal fest, die Liebe zur Literatur war entfacht.

Auch die weiteren Etappen der literarischen Sozialisation sind genannt. Sie verlief über Böll, Hemingway, Steinbeck, Kafka, Thomas Mann, Goethe, Kleist, bis sich das Interesse des Oberprimaners ganz auf die moderne Lyrik konzentrierte, auf Dylan Thomas, Else Lasker-Schüler, Trakl, Benn und Rimbaud. Zwischen den Zeilen klingt an, dass in Krugs Elternhaus, ähnlich wie im Hause Gottfried Benns, keine Gainsboroughs an den Wänden hingen oder Chopin gespielt wurde – und es überhaupt unliterarisch zuging. Der Junge musste zu seinem Leidwesen oft in der Tankstelle seiner Mutter oder in der Schreinerei seines Vaters aushelfen. Wie oft er darüber seine Lektüre unterbrechen musste, kann nur vermutet werden. In der Episode *Über den Widerspruch* (Seite 94-100 dieses Lesebuchs) wird so eine Szene geschildert:

In der Werkstatt waren ein Geselle und der Lehrling dabei, den Sarg herzurichten. »Gleich fertig«, sagte der

Geselle. Jörg lehnte sich an eine Hobelbank, verdrossen, weil er wieder rausgerissen worden war. Gerade hatte er angefangen gehabt, sich in den Text einzulesen, und als er nach dem Bleistift griff, um einen Satz zu unterstreichen, hatte er unterm Fenster seinen Vater rufen gehört. »Jörg! Komm mal runter! Brauch' dich!« Er war versucht gewesen, nicht zu reagieren. Er hatte gedacht, sich zuhause in Ruhe hinsetzen, sich in die Theorie vertiefen, aufarbeiten zu können, was in den Tumulten und politischen Aktionen des Semesters immer unterging. Nun war er schon zwei Tage hier, und noch zu nichts gekommen. »Musst mit dem Lieferwagen raus! Die andern hab'n zu tun!« »Ich komme.«

Auch die weiteren Stationen der Biografie des 1950 im fränkischen Bad Brückenau geborenen Autors werden im vorliegenden Lesebuch näher beleuchtet oder zumindest angedeutet. So die Gedichteinsendungen des 20-Jährigen für die Anthologie *Lyrik 70* des Peter Hammer Verlags, die Autor*innen der Jahrgänge ab 1945 ein in vielen Fällen sicherlich erstes Publikationsforum bieten sollte. Seine Gedichte wurden zwar abgelehnt, aber sie hätten, wie der Autor einräumt, auch nicht wirklich zum Titel *Wir Kinder von Marx und Coca-Cola* (1971) gepasst, »womöglich war ich nicht einmal enttäuscht; vielleicht sogar erleichtert« (siehe Seite 13 dieses Buchs).

Sein Leben wurde vorerst durch unsensiblere Faktoren bestimmt, die 18-monatige Zeit bei der Bundeswehr etwa und die 1971 anschließende Situation eines Studiums der Soziologie an der Ruhruniversität in Bochum.

Ist es legitim, in diesem Zusammenhang das Handlungsgerüst des noch unveröffentlichten Romans *Fadenschein* heranzuziehen? Die im vorliegenden Lesebuch abgedruckten Auszüge aus dem Werk legen eine solche biografische Lesart nahe. Im Mittelpunkt steht das Aufbegehren der

Hauptfigur gegen eine autoritäre Elterngeneration, das vor allem an der Kleidung und am Haarschnitt festzumachen ist. Angesprochen wird ferner das Gefühl, mit den freiheitlichen und freizügigen Idealen der Studentenbewegung nicht mithalten zu können. Der äußere Schein, die Verführung und Verlockung, die von den »Verkleidungen« des Jugendprotests ausgehen, stürzen den Protagonisten in immer neue Konflikte zwischen Sein und Schein. Reflektiert wird weiterhin die Zeit des Wehrdienstes, nachdem es die Hauptfigur nicht geschafft hatte, diesen zu verweigern. Aus dem Gleichschritt in der Kompanie, dem Drill im Kasernenhof und Dienst an der Waffe, die er ablehnt, gelingt ihm der Rückzug auf den Druckposten in einer Kleiderkammer, zwischen Stapeln von Uniformen und Regalen voller Militärgut, bevor er an der Universität in die Spät-Wirren der 1968er-Bewegung geriet.

Durch sein Äußeres war die Titelfigur in der heimatlichen Kleinstadt ein Außenseiter, auch im Elternhaus, was dazu führte, dass sein Vater ihm im Verlauf bereits der ersten Semesterferien die Studienunterstützung entzog. Der eher zurückhaltende, introvertierte Held muss lernen, auf eigenen Füßen zu stehen, was ihm schwerfiel. Er scheitert als Weihnachtsmann-Darsteller eines Kaufhauses, während ihn die Tätigkeit als Auslieferungsfahrer eines Herrenausstatters – außer in die verabscheuten Anzüge – auch in Gefahr bringt, die scheinbar schon errungene antiautoritäre Freiheit in der Enge und den Zwängen der Mitgliedschaft in einer linksdogmatischen Gruppe zu verlieren. Auszüge aus *Fadenschein* erschienen zunächst in den Zeitschriften *jederart* (1994) und *InN* (1988), sie stehen (Seite 56-77) pars pro toto für ein – leider – noch unveröffentlichtes Werk.

Es waren mehrere Faktoren und ihr Zusammenwirken, die Krug halfen, aus den Träumen und Halluzinationen des »Roten Jahrzehnts« (so der Titel eines Buchs

Gerd Koenens) wieder herauszufinden – etwa die tägliche Konfrontation mit der beruflichen und Lebens-Realität zunächst als Auslieferungsfahrer, dann als Sozialarbeiter für arbeitslose Jugendliche; die Beschäftigung mit Geschichte, insbesondere der deutschen Nazi-Vergangenheit (auf die er auf dem Umweg über das politische Engagement gestoßen war), und nicht zuletzt wieder die Literatur. Eine Figur aus einem aktuellen Romanprojekt (die auch für ihn selbst stehen könnte) lässt er über diesen Aspekt des Ablöseprozesses berichten:

In einem von Studenten betriebenen politischen Buchladen sah ich gegen Ende meines Studiums oder kurz danach, so um die Mitte der 70er Jahre, auf einem Tisch mit Neuerscheinungen Hölderlin-Gedichte ausliegen. Die Broschüre enthielt Faksimiles einiger kaum leserlicher Handschriften des Dichters und der jeweils zugehörigen Umschrift in Drucktypen, und erwies sich als die Vorankündigung einer historisch-kritischen Hölderlin-Ausgabe, die demnächst im Verlag Roter Stern erscheinen sollte. Ich wunderte mich, dass ausgerechnet ein linker Verlag sich dieses für meine damaligen Begriffe durch und durch bürgerlichen, sprachlich und gedanklich überdrehten, zuletzt wahnsinnig gewordenen Dichters annahm. Wahrscheinlich dieser Umstand, vielleicht auch einige Verse, die ich, in der Broschüre blätternd, las und die mir im Gedächtnis blieben – »Ein Zeichen sind wir, deutungslos, / Schmerzlos sind wir und haben fast / Die Sprache in der Fremde verloren ...« –, führten dazu, dass ich anfing, Gedichte Hölderlins zu lesen, und mich mehr und mehr mit ihm beschäftigte. Allmählich kehrte mein früheres Interesse, meine im Lauf der Jahre verlorene Empfänglichkeit für Werke der schöngeistigen Literatur zurück. Ich glaube nicht, dass die Rückbesinnung nur von diesem *einen* Leseerlebnis

in dem von mir damals häufig frequentierten politischen Buchladen herrührte. Aber ungefähr von dieser Zeit an drängte in meine Wort-Welt aus Flugblatttexten, Aufrufen, Parteizeitungs-Artikeln, marxistischen Streitschriften, Agit-Prop-Reimen und proletarischen Romanen die als »bürgerlich« abgelehnte Literatur zurück, darunter Schriftsteller und Werke, die mich als Schüler beschäftigt, begeistert hatten, und erlangte mehr und mehr Gewicht.

Krug durchlief berufliche Stationen als Sozialarbeiter, Lehrer für türkische Jugendliche und Auszubildende des Bergbaus sowie als Projektentwickler in einer interkulturellen Bildungseinrichtung. Noch in Bochum bekam er Kontakt zu Autoren wie Rainer W. Campmann, Hugo Ernst Käufer, zum Grafiker und Autor Horst Dieter Gölzenleuchter, in dessen Edition Wort und Bild erste Texte von ihm erschienen, sowie zur Dortmunder Werkstatt des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt – im vorliegenden Band bezeugt durch seine essayistischen Beiträge über Detlef Marwig, Richard Limpert und Hugo Ernst Käufer. Über diesen Kreis ergaben sich weitere Veröffentlichungsmöglichkeiten. Mit dem Umzug nach Dortmund 1984 erweiterten sich die Kontakte noch um diejenigen zu Autor*innen vor allem im Umfeld des Dortmunder Kulturrats / Sektion Literatur.

Ein Großteil der im Lesebuch abgedruckten Texte erschien zunächst verstreut in Zeitungen, Zeitschriften und Anthologien oder wurde vereinzelt im Rundfunk gesendet. In der vorliegenden Werkauswahl kommen Gedichte des 31- bis 34-Jährigen zum Abdruck, denen der Autor auch heute noch Gültigkeit beimisst. Sie weisen einen sozialkritischen Bezug auf und richten sich, in ästhetisch nicht überforderter, verständlicher Form gegen Unterdrückung und Diskriminierung. Das gilt auch für die Erzäh-

lungen *Fremde im Ort* und *Das Griechenlied* aus den Jahren 1979-1981. *Fremde im Ort* steht prototypisch für eine Reihe Texte, die sich mit dem NS-Thema beschäftigt und als solche eine besondere Bedeutung in Krugs Schreiben einnimmt. Sie hält Erinnerungen wach, prangert ungehürte Verbrechen (und deutsches Verschweigen) an und appelliert an das soziale Gewissen. *Fremde im Ort* wurde in der *Linkskurve* erstveröffentlicht und in der von Henning Venske mitherausgegebenen Anthologie *Lasst mich bloß in Frieden* (1981) nachgedruckt. Das Thema »Fremdheit« kristallisierte sich als zentral heraus – die Begegnung mit »Fremden«, aber auch die Konfrontation mit dem »Fremden im Eigenen«. Weitere Themenkomplexe bilden der Bergbau und die Arbeitswelt.

Wie *Das Griechenlied* war der Text bislang nur noch schwer zugänglich, im Gegensatz zu späteren Texten Krugs, die Eingang in seinen Lyrikband *Hinter den Bildern* (2000) und den Erzählband *Autobahn mit Raubvögeln* (2020) fanden. Als weitere selbstständige Veröffentlichung ist die Erzählung *Brunos Kristallnacht* zu nennen, die 1998 in bibliophiler Aufmachung erschien und von Horst Dieter Gölzenleuchter herausgebracht und illustriert wurde.

Das vorliegende Lesebuch folgt weitgehend der Erscheinungschronologie der Texte.

Für *Fahrpläne, Dienstpläne* wurde Krug 1987 mit dem Züricher Vera-Piller-Poesiepreis ausgezeichnet. Die Preisverleihung schloss auch eine Lesung im Schauspielhaus Zürich ein. Das Gedicht bildete später den Mittelteil des dreiteiligen Gedichts *Triptychon* im genannten Lyrikband *Hinter den Bildern*.

Aufnahme fanden auch drei Beiträge Krugs aus dem von ihm zusammen mit Ulrich Straeter im Auftrag der Dortmunder Werkkreis-Werkstatt herausgegebenen Band *Ruhrpotttriviera* (1985). In dieser Veröffentlichung setzen

sich 15 Autorinnen und Autoren in Gedichten und Erzählungen mit ihrer Lebenssituation im Ruhrgebiet auseinander. In der Veröffentlichung finden sich Kindheits- und Jugenderlebnisse, Erinnerungssplitter aus Kriegs- und Nachkriegszeit, Miniaturen aus der Arbeitswelt, Reflexionen über das Alt- und Jungsein in einer Industrieregion, es geht um Frieden, soziale Gerechtigkeit und den Schutz der Menschenwürde. Zugleich dokumentiert die Anthologie die Maxime des Werkkreises, professionelle Autoren und Amateure zusammenzuführen.

Mit Krugs essayistischen Beiträgen über Georg Trakl schließt sich der Kreis. Sie zeigen nicht nur, dass Krug seinem Jugendidol die Treue hielt, sondern auch eine weitere Facette seines Schreibens, die des Kritikers und Rezensenten. Einmal mehr wird offenkundig: Krug ist ein genauer Leser, er spürt Nuancen und Feinheiten der Sprache nach, die in ihm nachwirken und möglicherweise Einfluss auf sein eigenes Schreiben nehmen.

1999 erhielt Krug für ein Gedicht-Manuskript den Preis der Liselotte und Walter-Rauner-Stiftung zur Förderung der Lyrik in NRW. Die Auszeichnung ermöglichte die Drucklegung des von H.D. Gölzenleuchter illustrierten Gedichtbandes *Hinter den Bildern*. Das Buch fand in der regionalen Presse und darüber hinaus einige Beachtung. DIE ZEIT druckte am 30. März 2000 eines der Gedichte ab, der WDR 3 stellte den Titel im Rahmen der Sendung »Mosaik« vor (13.4.2000). Auch der 2020 erschienene Erzählband *Autobahn mit Raubvögeln* geht auf einen Preis zurück, den Krug 2019 im Rahmen des Literaturwettbewerbs »Nationalität? Vielfalt ...« erhielt. Die Verleihung fand im Bonner Haus der Geschichte statt.

Nicht unerwähnt bleiben sollen vereinzelte Übersetzungen seit den 1990er Jahren aus dem Türkischen, unter anderem der Kinderbücher *Keloglan Glatzbub und die Gazellen* und *Watschel und Trippel* von Yücel Feyzioglu

(1991). Nachzutragen ist ferner Josef Krugs Mitgliedschaft im Verband deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller (VS) und in der Europäischen Autorenvereinigung DIE KOGGE.

Das vorliegende Lesebuch zeigt: Josef Krug ist ein genauer, reflektierter Beobachter. Wir lernen einen Autor kennen, der sich Zeit für seine Texte nimmt, nichts überstürzt, kontemplativ zu Werke geht. Kein Vielschreiber also, sondern jemand, der abwartet, wie sich seine Texte im inneren Dialog weiterentwickeln. Prototypisch für eine solche Maxime sind seine auf den Seiten 67 abgedruckten Überlegungen über das Schreiben von Romanen:

Beim Schreiben dieses Romans hat mich oft die Frage genervt: wann wirst du endlich damit fertig? Es war die Frage, die ich als Kind stellte, wenn wir eingestiegen und eben losgefahren waren, und einige Kurven weiter fragte ich schon wieder: Wann sind wir endlich da? Ich war der Fahrer, und zugleich das Kind, das ungeduldig fragte. Ich wusste keine Antwort. Ich wusste nicht einmal, ob wir jemals irgendwo ankommen würden ...

Zugleich bezieht Krug gesellschaftspolitisch eindeutige Position, freilich ohne sich dabei aufzudrängen. Einen roten Faden bildet das Autobiografische, wobei der Autor auch hier auf alles Plakative, Anheischige verzichtet. Das Ich gibt sich vielmehr als scheues, zurückhaltendes Individuum zu erkennen, sei es im Elternhaus, in der Schule, bei der Bundeswehr oder im Studium, wobei das (eher unerfüllte) Liebesleben zum Thema wird. Krugs Prosa ist an keiner Stelle »überanstrengt«, es geht ihm vielmehr um Kommunikation und Dialog. In dieser Hinsicht wird man Krugs Urteil über Richard Limperts *Über Erich* auf sein eigenes Schreiben übertragen dürfen:

Es war gerade das Schmucklose, Dokumentarische dieser Prosa, die überzeugten, uns für sein Buch einnahmen. Wir lasen es als Zeitdokument, schätzten es als Tatsachenbericht eines engagierten Kriegsgegners und weniger als belletristisches Erzeugnis – zumal sich Limpert selbst gelegentlich gegen den Verdacht, mit seinen Texten literarisch-belletristische Ambitionen zu verfolgen, lautstark verwahrte. »Literatuuur! – ›Literatur‹ mit fünf ›u‹ geschrieben!« hörte ich ihn tönen, wenn ihm in Sitzungen der Werkkreis-Werkstatt Dortmund, der er in den 70er/80er Jahren angehörte, wieder mal ein vorgelesener Text zu hochgestochen vorkam und er darauf bestand, über dem Wie des Gesagten nicht das Gesagte selbst zu vergessen, das Anliegen gesellschaftlicher Veränderung. (S. 131f.)

Josef Krug ist eine wichtige Stimme nicht nur der Ruhrgebietsliteratur. Seinen Texten kommt durch ihr Reflexionsniveau bleibende Bedeutung zu. Sie haben über die Jahre hin keinen Staub angesetzt, ja, gewinnen durch wiederholte Lektüre.

Textnachweise

Vorab. Ein Stück Autobiographie: Originalbeitrag (2020) – *Einsatzverpflegung*, in: *Der Frieden ist eine zarte Blume*. Bochum: Edition Wort und Bild 1981. S. 28-30 – *Majdanek-Prozess*, in: *die tat. antifaschistische wochenzeitung*. Frankfurt a.M.: Röderberg-Verlag 26. Juni 1981. S.8 – *Im Beton*, in: *Das Ziel sieht anders aus. Gedichte*, Frankfurt a.M.: Fischer TB 1982. S. 48 – *Schlagwetter*, in: *Werkstatt 1, Blätter für Literatur & Grafik*. Bochum: Edition Wort und Bild 1984. S.71 – *Ibrahim, Jiddisch*, in: *Aus der Werkstatt*. Essen: WAZ Dezember 1983 bzw. Januar 1985 – *Fremde im Ort*, in: *linkskurve. Magazin für Kunst und Kultur 3/79*. Kiel: Verlag Neue Zeit 1979. S. 24-26 – *Das Griechenlied oder ein Tag in dem Prozeß*, in: *Das Wunder des Fliegens und andere antifaschistische Erzählungen*. Frankfurt a.M.: Röderberg-Verlag 1981. S. 81-87, 96-98, 102-106 – *Fahrpläne, Dienstpläne*, in: *Poesie-Agenda 1988*. Zürich: orte-Verlag 1987 – *Der Bankrott, Europabus Istanbul, Gespräche mit Irmela*, in: *Ruhrpottriviera. Neue Texte aus der Werkstatt Dortmund*. Essen: Klartext-Verlag 1985. S. 61-63, 87-88, 119-123 – *Fadenschein, Kap. I und II*, als Vorfassungen in: *InN. Zeitschrift für Literatur Nr. 14*. Innsbruck 1988. S. 17-19 / Manuskript 2013 – *Über das Schreiben von Romanen*, in: *Literatur in Dortmund Februar – Juni 1997* (Faltblatt). Dortmund: Kulturbüro Dortmund 1997. Ohne Seitenangabe – *Fadenschein, Kap. XVI*, als Kap. VII, in: *InN. Zeitschrift für Literatur Nr. 14*. Innsbruck 1988. S. 19-20 – *Fadenschein, Kap. XXVIII*: Manuskript (2013) – *Was ich erstrebte, Mein Vater kann gut mit Hunden, Hinterhof, Der Student Hölderlin, Jahreszeiten einer Synagoge 1 und 3, Gedenkblatt 4 und 5 (Zeche Grimberg), In Istanbul, Die Straße steigt an, Am Straßenrand*, in: *Hinter den Bildern. Gedichte*. Düsseldorf: Grupello Verlag 2000. S. 11, 13, 20, 23, 35, 37, 47, 48, 59, 60, 61-62 – *Zinnkraut, Waldstück*, in:

Schön hier! Lieblingsplätze und Herzensorte in Westfalen. Dortmund: Verlag Dortmunder Buch 2017. S. 73,75 – *Heumahd*, in: *all over heimat. Lyrik & Prosa von 150 Autorinnen und Autoren aus über 20 Ländern.* Lehrensteinsfeld bei Heilbronn: STORIES & FRIENDS Verlag 2019, S. 236-237 – *Mehr als ein Waldstück*, in: *Glücksorte in Dortmund.* Düsseldorf: Droste Verlag 2018, S. 96 – *Über den Widerspruch, Hundebekannntschaft*, in: *Autobahn mit Raubvögeln. Erzählungen.* Bonn: Free Pen Verlag 2020, S. 75-84, 165-183 – *Vergangene Wege, Regen*, in: *Sieben Schritte Leben. Neue Lyrik aus Nordrhein-Westfalen.* Düsseldorf: Grupello-Verlag 2001. S. 56, 58 – *Fenster*, in: *Poesiealbum neu. My generation. Gedichte.* Leipzig: Edition kunst & dichtung 2018, S. 78 – *Exkursionen in die Zukunft, Alte Verwandte*, in: *Schlafende Hunde IV. Politische Lyrik.* Berlin: Verlag am Park 2015, S. 129, 133 – *Pappeln*, in: *Frühlingstriebe. Gedichte / Fotografien.* Bochum: Edition Wort und Bild 2014. S. 42-43 – *Spui*, in: *Schlafende Hunde V. Politische Lyrik.* Berlin: Verlag am Park 2017, S. 100 – *Strandcafé*, in: *Sommerflirren. Gedichte / Fotografien.* Bochum: Edition Wort und Bild 2015. S. 47 – *Krumme Lanke*, in: *Schlafende Hunde VI. Politische Lyrik.* Berlin: Verlag am Park 2019, S. 136 – *Reime auf die Heimatstadt*, in: *Versnetze_13. Deutschsprachige Lyrik der Gegenwart.* Weilerswist: Verlag Ralf Liebe 2020, S. 184 – *Das Aufbegehren als Motiv. Über Detlev Marwig*, in: Dortmund: Westfälische Rundschau 18. Januar 2011 – *Wie war das noch? Richard Limpert: »Über Erich«*, in: *Vom Heimatroman zum Agitprop. Die Literatur Westfalens 1945-1975.* Bielefeld: Aisthesis Verlag 2016, S. 385-388 – *Abend in Lans*, in: *Am Erker. Zeitschrift für Literatur Nr. 74.* Münster: Daedalus Verlag 2017, S. 68 – *Trakl-Translations?* (Nachwort), in: *Matthias Engels: trakl translations.* Neustadt a. d. Wstr.: Brot & Kunst Verlag 2017. Ohne Seitenangaben – *Abgründige Einfachheit. Versuch über den Lyriker Hugo Ernst Käufer*, in *Literatur in*

Westfalen. Beiträge zur Forschung 14. Bielefeld: Aisthesis Verlag 2014, S. 247-253 – *Der Pott kocht. Die Wahrheitsarbeit der Krimi-Autoren*: Manuskript (2000) – *Im Llano estacado*, in *Mosaik (Wort)*. Köln: WDR 3, 13.03.1998 [Unter dem Titel *Statt eines Vorworts* in: *Autobahn mit Raubvögeln* (s.o.), S. 5-8].

Der Abdruck der Erzählungen *Über den Widerspruch*, *Hundebekannschaft* und *Im Llano estacado* erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Free Pen Verlags, Bonn.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd.

68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69)) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80)) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benzler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99).